Eisenbahn-Unterhaltungen Nr. 102. Preis 1 Mark

König Null

Roman

von Schmidt-Weissenfels



Dritte Auflage.

Berlin, Verlag von Gustav Behrend (H. Förstner).

König Null.

Roman

von

Schmidt-Weißenfels.

3. Auflage.

Berlin W.
Verlag von Gustav Behrend (Herm. Förstner).
27. Charlottenstraße 27.

I.

In der großen und weltbekannten Haupt- und Residenzstadt Bartelsburg an der Tummel gab es natürlich eine ansehnliche Garnison, und wie überall, wo sich eine solche befindet, diente das Casino als geselliger Vereinigungspunct des Officiercorps. Aber außerdem hatte ein Theil desselben sich noch einen besonderen Club gebildet. Einzelne junge Lieutenants der königlichen Garde, die sich wahrscheinlich im Casino für die Ausgelassenheit ihrer Launen zu beengt fühlten, hatten den Anlaß zu dieser Gesellschaft gegeben, deren Charakter sich im Laufe einiger Jahre ganz eigenartig entwickelte. Die aristokratischen Brauseköpfe wollten mit ihrem Witz und Uebermuth allein sein, und es war daher der Grundsatz von ihnen aufgestellt worden, nur Gleichgesinnte und Ebenbürtige sowohl in Bezug auf Geburt und Stand als auch auf geistige Fähigkeiten in ihrem Club zuzulassen. Nach und nach waren Leute vom Hofe und auch ältere Officiere auf ihren Wunsch oder auf die Empfehlungen eines der Stammmitglieder hin diesem Kreise beigetreten und hatten entschieden den inneren Gehalt desselben gehoben. Man kann sagen, daß sich an dem einzigen Gesellschaftsabende dieses Clubs in der Woche der lebenslustigste und übermüthigste Theil des Militär- und Hofadels von Bartelsburg hier versammelte, um seine Tollheiten während der Nacht auszutoben. Deshalb waren es auch nur unverheirathete

---

Vor Nachdruck dieser Novelle wird ausdrücklich gewarnt.

Männer, die man als wirkliche Mitglieder anerkannte, und die sich alsdann im Zechen wie in witzigen Einfällen als würdige Genossen bewähren mußten. Es lag jedenfalls an der gesellschaftlichen Stellung und dem vornehmen Rang, deren sich die Mehrzahl dieser Adligen rühmen durften, daß ihr Club einen gewissen wachsenden Ruf in der feinen Gesellschaft der Residenz sich erworben hatte, der allerdings nicht eben der beste war. Die Lüderlichkeit machte man ihm nicht so sehr zum Vorwurf, weil dieselbe in Bartelsburg längst als hoffähig galt, als den Witz und besonders den boshaften Witz, welcher aus diesem geheimnißvoll abgeschlossenen Verein hervorging und sich oft mit erstaunlicher Keckheit seine Opfer in den hohen Kreisen suchte. Der Klatsch, zu welchem der Hof in Bartelsburg so viel Stoff darbot, fand in diesen Spöttern die bereitwilligsten Verarbeiter, und sie wußten das Ergebniß ihrer Clubsitzungen in Form von Witzworten, Epigrammen und Gedichten so geschickt in die Gesellschaft zu tragen, daß allmälig eine Furcht vor solchen Aufmerksamkeiten sich verbreitet hatte. Man konnte nur annehmen, daß bei dem Charakter des Königs derselbe an diesem Treiben ihm zum Theil dienstlich sehr nahestehender Edelleute Gefallen genug finde, um ihnen solche Freiheit zu lassen. Die ganze Atmosphäre des Hofes und einzelner Gesellschaftskreise in Bartelsburg hatte außerdem eine derartige Fülle von Zündstoff, daß solche Blitze doch nicht so viel Wunder nehmen durften.

Als einer der eifrigsten Zugehörigen dieses Clubs galt der Graf von Germersdorf, Hauptmann in der königlichen Garde und einer der Adjutanten des Königs. Nicht eben jung an Jahren mehr, war er doch der flottesten Lebemänner einer geblieben, ein Freund des besten Weins, der übermüthigsten Heiterkeit und Laune und kein Feind junger und hübscher Frauen. Ein Vertrauter des Königs,

— das sagte für Jeden, der Seine Majestät kannte, Alles; um es zu sein, mußte man weder Sittenstrenge, noch eine Frau haben. Aber Graf Germersdorf bewahrte sich bei diesen Eigenschaften den Ruf des ehrenhaftesten Menschen, des treuesten Freundes, und daß er auch ein braver Officier war, bewies das Tapferkeitskreuz erster Classe, welches seine Brust schmückte; — auch zweifelte Niemand von seinen Cameraden daran, daß er diese Auszeichnung nicht bloß dem Zufall verdanke, der Hauptmann derjenigen Compagnie gewesen zu sein, welche im letzten großen Kriege von der ganzen bartelsburger Armee am meisten gelitten hatte. In seiner schmucken, blauen Uniform mit weißem Aufschlag sah er stattlich wie ein Pappenheimer aus der Wallensteiner Zeit aus. Der lange, blonde Vollbart erhöhte diesen ritterlichen Eindruck seiner Erscheinung, und das rothe Gesicht mit der besonders rothen, großen, schmalen, gebogenen Nase und den großen, blauen Augen schwächte daran Nichts. Wie er jetzt als der erste Besucher des Clubs in dem rothsammtenen Lehnstuhl an dem langen Gesellschaftstisch saß, den Blick aufmerksam auf den beim mattgehaltenen Gaslicht rothfunkelnden Wein im großen Krystallglase gerichtet, mahnte er im Aussehen an einen Truthahn, der auf das Futter wartet.

Nicht lange blieb er allein in dem elegant ausgestatteten, hinter einigen kleineren Zimmern gelegenen Saal, in welchem sich die Gesellschaft jeden Mittwoch Abend um neun Uhr zu versammeln pflegte, um meist bis zum Morgen zusammen zu bleiben. Der alte Diener, welcher den Zugang zu bewachen hatte, öffnete die Thür und ließ mit respectvollem Gruß einen jungen, langen, dürren Mann in Civilkleidung und in dem Gebahren eines Sportsman eintreten. Es war Baron von Finck, Sohn eines reichen Rittergutsbesitzers und in der That auf allen Wettrennen in ganz Deutschland zu finden.

„Ah," rief er in seiner schnarrenden, junkerhaft abgestutzten Sprache, als er Graf Germersdorf erblickte, und ließ seinen Kneifer vom Auge fallen. „Grüß Gott! Schon hier? Famos! Na, wird doch wieder vergnügter Abend werden? — Wahrhaftig, beste Laune mitgebracht, da heut Depesche erhalten, daß meine Juschu wieder Preis von dreitausend Mark gewonnen! Ausgezeichnetes Thier doch, auf Ehre! Macht sich bezahlt! Morgen spricht ganz Bartelsburg davon wie bis heute von Spottvers auf die Ottenhof."

Der Hauptmann nickte mit schelmischem Lächeln, trank sein Glas aus, füllte es von Neuem aus der Flasche und sagte dabei:

„Ja, die hat's gekriegt. Sie wird sich auch wohl genug darüber ärgern."

„Wirklich? Wissen Sie das? Haben Sie sie gesehen?"

„Noch nicht, aber ich wette, sie wird jetzt wieder bei Hofe erscheinen."

Baron Finck nahm Platz, bestellte bei dem aufwartenden, vom Büffet in einer Nische des Saales herbeieilenden Diener Wein, kniff sein rundes Glas vor's Auge, und, den Hauptmann mit seinem halb schief gedrehten Gesicht anstarrend, fragte er, sichtlich begierig nach Aufschluß:

„Bei Hofe? Was sagt man dazu bei Hofe, lieber Germersdorf? Seine Majestät? Böse gewesen?"

„Keine Spur, Baron. Der König hat gelacht darüber."

„Potz Blitz! Hat er? Gelacht hat er? Hatte doch einige Sorge. War doch lange Zeit Vielgeliebte von Majestät! Konnte ihn doch verdrießen, Frau von Ottenhof verspottet zu sehen, da jetzt zurückgezogen lebt, Tugendhafte spielt."

„Spielt!" nickte Germersdorf. „Es ist eben Alles Comödie; der König hat Recht."

Finck sah wieder eine Weile den Hauptmann nicht

gerade sehr geistvoll an, hob dann das Augenglas ab, schenkte sich von dem gebrachten Wein ein, echten Liebfrauenmilch, Flasche drei ein halb Thaler sonst, — seit der neuen Reichsrechnung mit zwölf Mark nach oben abgerundet, — und nahm das Gespräch mit folgendem Ausruf wieder auf:

„Ein Teufelskerl, dieser Wetter von Stein!“

„Wollt's meinen,“ entgegnete Germersdorf mit wohlgefälligem Ausdruck seiner Mienen. „Der tollste Wildfang im ganzen Officiercorps. Alle Welt hat ihn aber gern.“ —

„Heh, heh, heh!“ kicherte Finck; „auch die Ottenhof?“

„Bah, auf diese abgedankte Donna kommt's nicht an. Es ist eine Katze, eine Intrigantin. Jeder freut sich, daß Wetter von Stein ihr Eins ausgewischt hat. Ich wollte, der Teufel holte sie!“

Kaum hatte er diesen christlichen Wunsch ausgesprochen, als Graf von Waldberg in den Saal kam. Der Rittmeister der Garde-Husaren in seinen scharlachrothen, eng anschließenden Hosen, ungarischen Stiefeln, dunkelblauem Wamms mit goldenen Schnüren und dem keck auf der kosakischen Pelzmütze emporragenden Reiherstutz hatte wirklich etwas vom Teufel, wie er im „Faust“ aufzutreten pflegt. Seine fünfzig Jahre sah man ihm nicht an, so schlank und elastisch war seine Figur, und der schlaue, lustige Blick seiner Augen, ein Zug von Schalkhaftigkeit um die schmalen Lippen standen ihm als Husaren sehr vortheilhaft. Es folgten ihm noch mehrere Officiere, während er mit einem merkwürdigen, diabolischen Ausdruck seines Gesichts sich schnell dem Hauptmann näherte. Vor demselben stand er mit militärischem Ruck still, so daß die Sporen an seinen Stiefeln zusammenklirrten, und nachdem er Germersdorf und Finck eine Weile stumm und wie in Erstaunen betrachtet, sagte er:

„Ja, seht Ihr denn nicht, daß ich ganz außer mir bin?"

Der alte Hauptmann schüttelte mit dem Kopf.

„Nein," antwortete er gleichmüthig.

Und der lange Baron, indem er die höchste Neugierde in seinem Antlitz verrieth, bekräftigte dies mit einem „Wahrhaftig! Auf Ehre! Nein!"

„Aber ich bin es trotzdem," rief nun der Rittmeister laut in den Saal, auch den anderen inzwischen Eingetretenen zu. „Oder aber ich bin noch betäubt von der entsetzlichen Nachricht."

„Entsetzliche Nachricht? Ein Unglück?" fragte Finck.

„Zwei für Eins!" bestätigte Graf Waldberg mit pathetischem Tone.

„Hast wohl einen Witz auf Stapel?"

Ohne diese Frage des Hauptmanns zu beachten, sah sich der Rittmeister im Saal um und begann dann wieder:

„Wo ist Wetter von Stein? Seht Ihr hier Franz Wetter von Stein, den Sausewind? Heh, seht Ihr ihn, und war er nicht sonst immer der Erste hier?"

„Er wird schon noch kommen," warf Germersdorf hin.

„Oder nicht, sage ich Euch, oder nicht."

Jetzt gerieth der Hauptmann doch aus seiner Ruhe.

„Was soll denn dies heißen?" sprach er wie vorwurfsvoll.

„Ich sage Euch," fuhr Waldberg fort, die Anwesenden in Spannung zu versetzen, „Franz kommt heut vielleicht nicht und wahrscheinlich gar nicht mehr."

Von allen Seiten drang man jetzt in ihn, diese räthselhaften Bemerkungen über den Liebling Aller zu erklären.

„Ja, ich werde reden, ich werde das Schreckliche verkünden, da Ihr es also noch nicht wißt. Aber ich weiß es, — Franz ist ein Verräther!"

Das Wort war so ernsthaft aus dem Munde des Ritt-

meisters gefallen, daß es auf die Anwesenden durchaus keine komische Wirkung machte.

„Ein Verräther!“ rief man zweifelnd oder betroffen, „Unmöglich!“

„Ich stehe für ihn!“ trat der Hauptmann diesen Ausrufen entgegen.

„Du stehst für ihn? Und schon sitzt der Verräther im Käfig und wird zahm werden und singen, wie man ihm vorpfeift. Hah, Ihr errathet es noch nicht?“ und dabei ließ Waldberg seinen listigen Blick triumphirend von Einem zum Andern schweifen. „Natürlich, so etwas kann man sich gar nicht denken. Ihr werdet es auch gar nicht glauben wollen, daß dieser ausgelassene Wetter von Stein ein Duckmäuser, dieser wilde Spottvogel ein zahmer Gimpel, dieser Mädchenfänger der Sclave eines schwachen Jüngferchen geworden ist.“

„Nein!“ schrien Alle und lachten laut auf.

„Nicht wahr, das glaubt man nicht?“ fuhr Waldberg in seiner Predigt fort. „Aber wenn es wahr ist, so werdet Ihr mir beistimmen, daß Stein ein Verräther ist, ein Verräther an all' seinen Grundsätzen, an all' seinen Freunden, an sich, an uns, an diesem Club, dessen Ehre ich als Aeltester darin vertheidigen muß! Ein Verräther ist er; denn — er will heirathen!“

Ein Schrei der Ueberraschung ertönte. — Die Mähr klang in der That für Jeden, der den jungen, in Lebenslust schwelgenden Garde-Lieutenant Franz Wetter von Stein kannte, zu unbegreiflich, als daß man die Mittheilung des Rittmeisters für mehr denn einen Scherz auffassen wollte, dessen Absicht freilich unklar blieb. Aber Waldberg wiederholte sein Wort und betheuerte dessen Wahrheit, indem er zum neuen und ernsthafteren Erstaunen der Zuhörer hinzufügte, daß sich Herr von Stein wirklich verlobt habe.

Da fiel denn selbst dem Hauptmann die Bemerkung von den Lippen, daß der junge Mann närrisch geworden sein müsse und zwar von gestern auf heute, da er ihn Tags zuvor noch im Vollbesitz der Vernunft gesehen, als er auf dem Exercierplatz die Mannschaften im Parade-schritt an ihren dreijährigen Beruf erinnerte.

„Er fiel jählings wie in einen Abgrund," klagte der Rittmeister. „Hört nur, was ich so eben erst aus bester Quelle, nämlich von der Schwiegermutter in spe, erfahren habe. Darnach hat Stein heut Mittag in einem noch unerklärten Zustande um die Hand von Fräulein Eveline Meubring geworben und sie zugesprochen erhalten."

„Die Tochter des Ober-Bau-Directors?" fragte Germersdorf, noch immer kopfschüttelnd.

„Dieselbe."

Baron Finck warf einen Blick des Mitleids auf die Umstehenden und ließ in eigenthümlicher Betonung die Worte fallen:

„Bloß Personal-Adel!"

„Der Ober-Bau-Director," berichtete Waldberg weiter, „ist bekanntlich sehr reich. Er hat ungeheuer viel an der Börse und in Speculationen mit Bergwerken gewonnen. Man schätzt ihn auf eine Million alten Styls, macht in Reichsmünze zwei oder drei Millionen, was sich noch stattlicher anhört, namentlich für seine Frau. Eveline aber ist die einzige Tochter und Erbin all' dieses schönen Vermögens. Versteht Ihr nun?"

„Der Mensch verkauft sich," seufzte der Hauptmann und suchte seinen Kummer durch einen großen, langen Schluck aus dem Weinglase zu beschwichtigen.

In diesem Augenblick, und ehe noch des Weiteren über eine für Alle so interessante Nachricht gesprochen werden konnte, trat der Held der Waldberg'schen Geschichte mit der unschuldigsten Miene von der Welt in

den Saal, ein schöner, junger Mann von etlichen zwanzig Jahren mit blondem, lockigen Haar, strahlenden, sinnigen Augen, einem zierlichen Bart auf der Oberlippe, an Wuchs und edler Haltung ein Apoll, der in der bartelsburgischen Garde-Uniform für die Frauen so verführerisch als möglich war.

Mit einem Aufruhr begrüßten ihn die Cameraden. Er wurde überstürmt mit Fragen, Vorwürfen und spöttischen Anspielungen, denen er in heiterster Laune Stand hielt. Endlich kam er zu Worte.

„Dachte ich's mir doch," rief er. „Das große Bartelsburg ist ein Klatschnest so gut wie die kleine Provinzstadt, auf welche die alte verfallene Burg meiner Vorfahren so ungeheuer langweilig herniederblickt. Ein junger, lebenslustiger Mann kommt zu einer Braut, er weiß nicht wie, — das muß natürlich gleich ganz Bartelsburg erfahren und das ewig Weibliche auch in allen Männerbusen anziehen."

„Also ist's wahr?" rief ihm, als Wetter von Stein hier anhielt, Graf Germersdorf wie ein Vater zu, der einen verlorenen Sohn vor sich sieht.

Der junge Mann lachte von ganzem Herzen darüber.

„Ich verstehe, ich verstehe," entgegnete er dann; „aber Ihr werdet mich auch verstehen. Denkt Euch zuvor einen braven, aber sehr wunderlichen Vater, welcher auf einem alten, leidlich noch wieder wohnbar gemachten Bergschlosse sitzt und aus Mangel besserer Anregungen über die Schulden seines Sohnes von zwei Gedanken befallen wird . . ."

„Dieser anregende Sohn bist natürlich Du?" unterbrach ihn der Rittmeister.

„Habe die Ehre . . . . Zwei Gedanken also findet dieser unglückliche Vater, oder wahrscheinlicher, daß ihm dazu sein theures Bäschen verholfen hat, Frau Ober-Bau-Director

Meubring, auch von Meubring nach ihrem Mann, sonst geborene von Köckeritz, für welche der alte Herr nun einmal aus seiner Jugendzeit her noch eine rührende Zuneigung hegt . . . Zwei wahrhaft gescheidte Gedanken, sage ich Euch, die er in einem langen Briefe seinem schuldbeladenen Sohne anvertraut, ohne ihm, wie dieser erwarten zu können wähnte, eine erbetene Anweisung auf fünftausend Mark dabei mitzuschicken."

„Sondern armer Junge?" drückte der Hauptmann sein Mitgefühl aus.

„Sondern eben nur jene zwei gescheidten Gedanken. Erster Gedanke: Franz Wetter von Stein soll sofort um seinen Abschied als Officier einkommen . . ."

„Und die Hammel seines Vaters commandiren," gab Germersdorf der Stimmung der ganzen, während dieses Gesprächs schon recht zahlreich gewordenen Gesellschaft Ausdruck.

„So etwas," gab der junge Lieutenant mit dem drolligsten Gesichte bei. Dann aber erstrahlten seine Züge, als er rief: „Denkt Euch, ich soll dies herrliche Leben aufgeben, kaum daß ich es angefangen. Ich soll von Euch scheiden, soll Bartelsburg verlassen, soll ein ehrbarer Landjunker werden — entsetzlich! Ich konnte denn auch nicht umhin, diesen gescheidten Gedanken abscheulich zu finden, und ging deshalb sogleich zum zweiten über. Zweiter Gedanke meines Vaters war: Oder, — der erste war nämlich das Entweder, — oder Franz Wetter von Stein entschließt sich, auf der Stelle zu Frau Ober-Bau-Director Meubring und ihrem Gatten zu gehen und um die Hand ihrer Tochter Eveline anzuhalten, die man ihm nicht verweigern wird."

„Haha, also ein förmliches Complot!"

„Stimmt. Die ganze Geschichte hatte Base Meubring, geborene von Köckeritz, abgekartet, nur um meine Schwieger-

mutter zu werden. Unter den zwei Uebeln, zwischen denen ich nun wählen mußte, entschied ich mich, wie Ihr vernünftig finden werdet, für das kleinere, nämlich für eine Frau. Ich ging zu Herrn von Meubring, für den seine Gattin die Besorgung dieses Handelsgeschäfts übernahm, nachdem ich so wenig liebenswürdig als möglich es vorgeschlagen hatte. Man rief Fräulein Eveline, die ich bisher nur bei ein paar unvermeidlich gewesenen Anstandsbesuchen flüchtig gesprochen, und machte sie ohne weitere Unterhandlungen zu meiner Braut. Na, dachte ich mir, als ich sie darauf näher in's Auge faßte und ihr in einer kurzen Beschreibung klar zu machen versucht hatte, was sie für einen Ehemann an mir haben werde: sie ist jung und hübsch, sie hat Erziehung und Geist, und vor allen Dingen, sie bringt mir eine Mitgift, groß genug, um die Schulden des ganzen Officiercorps meines Regiments davon bezahlen und in Zukunft wahrscheinlich recht gut auskommen zu können."

Während die meisten von der Gesellschaft durch diese so verständige Darlegung der Verhältnisse des jungen Mannes beruhigt wurden, wollte sich der Hauptmann noch immer nicht zufrieden geben. Er glaubte nicht, daß es seinem Liebling und wahrhaft väterlich geleiteten Schüler in der Philosophie des Lebens Ernst sein könne mit diesem Entschluß. Aber Franz klopfte ihm in alter Herzlichkeit auf die Schulter und versicherte ihm mit der sorglos-heitersten Miene:

„Die Sache ist geordnet, Hauptmann. Der Kluge weicht muthig zurück, bis er wieder avanciren kann. Morgen Abend ist feierliche Verlobung, — Du kommst doch auch?"

„Nie!" rief Germersdorf in sittlicher Entrüstung. „Meine Abende sind besetzt, und ich würde mich verachten, widmete ich einen davon solcher Dummheit, wie Du begehst. Mensch, unterschätze das Heirathen nicht!"

Und gutmüthig höhnisch auflachend, setzte er hinzu:

„Man denke sich nur den Lieutenant Franz Wetter von Stein im nächsten Jahre als Familienvater! O, Fränzl, Fränzl, das ist der dümmste aller Deiner dummen Streiche.“

Es kam dem Bräutigam wider Willen gar nicht darauf an, bei dem ringsum erschallenden Gelächter seine gute Laune zu behalten.

„Mein Gott,“ sagte er, „was wird sich denn ändern, wenn ich verheirathet bin? Man hat ein Weib; das ist so gut, als man hat keines, wenn man will. Ich heirathe, um meine Schulden los zu werden; ich werde vielleicht auch diese wirklich hübsche Eveline lieben, wie ich so viele Andere geliebt. Da die dummen Streiche doch den einzigen Reiz dieses Lebens bilden, so gönnt mir auch den allerdummsten. Wer wird ihn denn tragisch auffassen!“

Der Rittmeister trat jetzt mit demselben Ausdruck feierlichen Ernstes, hinter dem er bisher seinen trocknen Humor hatte spielen lassen, vor Herrn von Stein hin.

„Gut, Franz, gut. Heirathe also, werde Familienvater, Du hast ganz Recht. Aber ich wünsche Dir, daß Du glücklich werdest, glücklicher als ich; denn ich bin von den Frauen all meiner Freunde nur zu oft getäuscht worden.“

Stein nahm diesen Husarenwitz nicht anzüglich auf. Er war ja ein eifriger Bekenner dieser Schule von Genußmenschen, die sich in Bartelsburg am Hofe und im Officiercorps ausgebildet hatte.

„Wenn man heirathet, lieber Rittmeister,“ entgegnete er diesem, „muß man sich auch alle Täuschungen mit antrauen lassen. Man muß ein Weib nicht für mehr nehmen, als es ist. Entweder man liebt es und spielt dann nur eine Scene mit ihm; oder man heirathet es und spielt dann ein Stück, gleichviel ob Lust- oder Trauerspiel.“

Waldberg schlug die Hände über'm Kopf zusammen und lief davon mit den Worten:

„Unrettbar! Er heirathet als Philosoph! Geben wir ihn auf!"

Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft richtete sich jetzt auch plötzlich auf einen neu angekommenen Gast. Wie Jemanden, den man lange nicht gesehen, den man nicht erwartet hat, dessen Erscheinen jedoch Freude und Anregung verursacht, begrüßte man ihn mit dem Ausruf:

„Vallentin!"

Es war der Freiherr von Vallentin, Kammerherr des Königs und dessen Freund und Vertrautester von Kindheit auf, der erste und einflußreichste Mann des Hofes und ohne den Ehrgeiz, sich in hohe Stellungen und Aemter zu bringen. Man sah dem hohen, stattlichen, in der Mitte der dreißiger Jahre stehenden Mann mit dem dunklen Vollbart und dem sehr dünnen Haupthaar den vollkommenen Cavalier an. Am meisten schien von seiner Ankunft Graf Germersdorf überrascht zu sein, der allerdings als Flügeladjutant des Königs fortwährend in dem nahesten Verkehr mit dem stets dienstthuenden Kammerherrn war.

„Was Teufel, Vallentin," rief er ihn denn auch an. „Wie kommst denn Du einmal wieder hierher?"

Der Befragte machte eine bedeutsame Handbewegung nach dem Munde, als wolle er damit auf eine geheimnißvolle Ursache seiner Anwesenheit hinweisen, und nachdem er dann sich an die Tafel begeben und Einzelne begrüßt hatte, antwortete er auf des Hauptmanns Frage:

„Ich werde Ihnen einen Vorschlag machen, meine Herren, einen Vorschlag zu einem Scherz, wie Sie ihn gern treiben."

„Du?" fragte Germersdorf verwundert.

„Das läßt man sich gefallen," rief Stein, der eben seinen Platz neben dem Kammerherrn eingenommen hatte.

„Zuvor eine vertrauliche Mittheilung," fuhr dieser dann in leichtem Tone fort. „In wenigen Minuten wird Seine Majestät hier sein."

Wäre eine Bombe jetzt in den Saal gefallen, dies hätte keine gewaltigere Wirkung auf die Gesellschaft machen können als diese Worte. Die meisten der Herren sprangen von ihren Sitzen auf; Schrecken, Bestürzung, Neugier, Spannung malte sich auf aller Gesichter. Eine Weile waren Alle im Bann dieser Empfindungen, und es herrschte tiefes Schweigen. Dann aber durchbrachen etliche Ausrufe diese lähmende Wirkung.

„Seine Majestät?" stieß der Rittmeister hervor.

„Wahrhaftig?" stammelte Baron Finck.

„Eine schöne Geschichte!" murmelte Wetter von Stein.

„Nun ja," meinte Graf Germersdorf, der sich am wenigsten beunruhigt fühlte, „wenn man Dschafar sieht, ist Harun—al—Raschid, der Khalif, nicht weit."

Der Kammerherr, der auf die Wirkung seiner Mittheilung nicht im Geringsten Acht gegeben zu haben schien, wie es dem Phlegma und einer gewissen Blasirtheit seines Wesens auch entsprach, nickte dem Hauptmann zu und fuhr dann unter der höchsten Aufmerksamkeit der Gesellschaft in seiner merkwürdigen Mittheilung fort:

„Ganz richtig diesmal. Der Khalif ist nicht mehr weit von hier. Und er kommt hierher mit seinem Minister Grix."

Abermals erlag die Gesellschaft durch diese neue Mittheilung einer Art Schrecken. Nur einen Augenblick freilich, dann entfesselte sich die Stimmung in brausender Unruhe und in Ausrufen von lebhafterer und bestimmterer Färbung als vorher.

„Grix?" hieß es. „Grix?"

„Was will Der hier bei uns?"

„Dieser verlogene Sünder," rief der junge Stein mit einem Flammenschein des Zornes auf seiner hohen Stirn.

„Der Scherz ist schlecht, Vallentin,“ sagte der Hauptmann vorwurfsvoll zu diesem.

„Paßt der hierher, der Plebejer?“ grollte Graf Waldberg.

„Es riecht verdächtig,“ flüsterte Baron Finck ängstlich. „Am Ende Staatsaffaire.“

„Was ist dies für eine Intrigue?“ hob Germersdorf noch im Tone des Vorwurfs, zu Vallentin gewendet, wieder an. „Da ist man den ganzen Tag und oft auch die ganze Nacht um Seine Majestät und weiß von solcher Maulwurfsgeschichte Nichts. Hattest Du denn etwas davon erfahren?“

Freiherr von Vallentin lächelte flüchtig.

„Geduld ein Wenig, und Sie werden sofort die Aufklärung haben, meine Herren. Das Spottlied auf Frau von Ottenhof —“

„Aha,“ unterbrach hier Herr von Stein unwillkürlich; denn er war ja der Verfasser desselben. Aber seine Freunde bemerkten keine Unruhe in seinen Mienen.

„Dies Spottlied,“ setzte der Kammerherr gelassen seine Erzählung fort, „hat dem Könige viel Vergnügen verursacht, aber den Grix schwer geärgert; denn er ist jetzt der Tröster für die vom Laster zur Tugend durchgedrungene Ottenhof. Sie kennen ja Grix, meine Herren; er will sich wichtig machen, sucht aufdringlich dem Könige durch allerhand Klatschereien und ausspionirte Privatgeheimnisse interessant zu bleiben, und obwohl sein Ehrgeiz fort und fort darauf sinnt, seiner Emporkömmlings-Existenz ein adeliges Wappen zu verschaffen, so hat er doch einen giftigen Haß auf den Adel, dessen Verachtung für ihn er sehr wohl kennt. Der König mag sich einmal von dem alten Schulfuchs nicht trennen, läßt ihn wie einen Hofnarren gewähren, amusirt sich über seine Intriguen. Grix hat nun aus Anlaß des Spottverses auf die Ottenhof versucht, diesen Club hier, aus welchem öfter solche Bos-

heiten hervorgehen und sich in der Bartelsburger Gesellschaft verbreiten, als gefährlich, ja als hochverrätherisch zu verdächtigen. Seine Majestät ist allerdings darüber längst eines Besseren unterrichtet, hat indessen gethan, als glaube sie dem Minister, und ihm vorgeschlagen, die verdächtigte Gesellschaft persönlich zu überraschen. Davon war Grix allerdings nicht erbaut. Um aber gegen die Laune des Königs sich nicht widersetzlich zu zeigen, hat er wohl oder übel gehorchen müssen. Deshalb also der Besuch, den ich Ihnen ankündigte und auf Befehl des Königs Ihnen ankündigen sollte."

„So, so," sagte Germersdorf schmunzelnd. „Ich verstehe."

Auch die Uebrigen verstanden den Sinn der Botschaft jetzt, wie sich aus ihren schadenfrohen oder heiteren Mienen verrieth.

„Grix," versicherte sich Herr von Stein noch, „weiß aber nichts von Ihrer Sendung, Herr von Vallentin?"

Der Freiherr machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

„Man muß dem alten Geck einen Streich spielen," fuhr der junge Mann darauf in der vollen Lebhaftigkeit seines Wesens fort. „Nicht wahr, Herr von Vallentin?"

„Das versteht sich," erwiderte dieser. „Der König will sich heut Abend hier zerstreuen. Es wird ihm am meisten Kurzweil bereiten, wenn eine kleine Jagd auf seinen Staatsminister sich abspielt, bei welcher derselbe Haare lassen muß."

„Damit wollen wir schon dienen," rief Vetter von Stein übermüthig, und indem er sich mit fragendem Blick zu seinen Nachbaren kehrte, setzte er mit schelmischem Lachen hinzu: „Die Stimmung, dächte ich, ist dafür günstig."

Baron von Finck schien doch ein Bedenken zu hegen.

„Ja, aber," stammelte er, „ist doch immer Minister, hat Macht, nur zu viel Macht. Kann Einem vielleicht 'mal Verdrießlichkeiten bereiten, dieser Herr Grix."

„Ah bah!" rief Germersdorf. „Was kann uns Der anhaben?"

„Der König verbürgt seinen Schutz," bekräftigte Vallentin. „Er hat mich ausdrücklich beauftragt, zu versichern, daß er auch dem schärfsten Spott einen Freibrief ertheile. Das wird genügen."

Franz von Stein rieb sich die Hände.

„Hah," stieß er hervor, und seine Augen blitzten. „Das wird ein Genuß werden. Diesen Grix — wer haßte ihn nicht! Aber wie kann man ihn rupfen? Wie ihm zu Leibe gehen?"

„Fällt Dir denn Nichts ein?" entgegnete ihm Graf Waldberg sarkastisch. „Schau, Dein Witz ist zum Teufel, seitdem Du Bräutigam geworden."

„Das wollen wir doch erst abwarten," rief der junge Mann. „Wie wär's, wenn wir diesem Grix ein Adelspatent ertheilten?"

Ein beifälliges Gelächter begrüßte diesen Vorschlag, durch dessen Ausführung sich allerdings Gelegenheit bot, boshaften Witz genug an einem Mann zu üben, der dafür hinreichend Blößen bot, und welche zu verwunden, als des Königs besonderer Wunsch bekannt gegeben war. Die ganze Gesellschaft gerieth schon in Erwartung dieses Scherzes in die lustigste Stimmung, und Franz von Stein fand an seinem hingeworfenen Gedanken selbst so viel Gefallen, daß er es auch übernahm, ihm die entsprechende Form zu verleihen.

„Constituiren wir uns für heut zu einem Ordenscapitel," rief er. „Zeigen wir dem Verleumder, welchen Hochverrath wir treiben, indem wir, des Königs Officiere und Edelleute, nach Gebühr die Verdienste anerkennen,

welche sich der große Staatsmann von Bartelsburg erworben hat. Es ist faule Friedenszeit, was können wir für den König Besseres thun, als ihn amusiren?"

„Vor Allem," mahnte Vallentin, dem der Plan des jungen Officiers auch sehr behagte, „thun wir, als wüßten wir Nichts von dem Ursprung, aus dem des Königs Einfall, hierher zu kommen, hervorging. Grix darf Nichts merken, soll der Spaß gelingen."

„Versteht sich," stimmte Germersdorf ein; „kommt der König, so sind wir außerordentlich überrascht, erschrocken, verlegen."

„Wir sind gelähmt," setzte Waldberg in seinem trockenen Humor hinzu.

„Niemand darf sich verrathen," rieth Vallentin weiter. „Es muß scheinen, als werde die ganze Geschichte aus harmloser Absicht improvisirt, als sei Grix, wenn man sich mit ihm beschäftigt, gar nicht anwesend. Wir befinden uns eben mitten in der gewohnten Clubunterhaltung, wenn uns der hohe Besuch überrascht."

Vielleicht hätte Freiherr von Vallentin noch weiter seine guten Lehren gegeben, die er als Vertrauter des Monarchen am besten darzubieten vermochte, wenn ihn daran nicht der Eintritt des Königs in Begleitung des Ministers Grix gehindert hätte.

II.

Immerhin übte trotz der Vorbereitung der Besuch eine so große Wirkung der Ueberraschung auf die Gesellschaft aus, daß es zur Bezeigung derselben keiner besonderen Verstellung bedurfte. Alle sprangen von ihren Sitzen auf; die Officiere standen wie zur Parade da und rührten, die eine Hand am Säbel, kein Glied, wie aufzuschnellen und

stehen zu bleiben, sie auch im Hoftheater zu thun pflegten, wenn Seine Majestät in der Loge erschien, bis Allerhöchstdieselben mit einem Handwinken die Erlaubniß gaben, sich wieder niederzulassen und den für alles übrige Publicum so jäh unterbrochenen Kunstgenuß fortzusetzen. Ehe es denn noch dazu kam, daß sich die Schelme, wie verabredet, angst- und schreckensvoll, bestürzt und gelähmt stellten, hatte schon der König gegrüßt und war schnellen Schrittes gegen die Tafel zugegangen.

„Guten Abend, meine Herren," sagte er in der ungezwungenen Manier, in welcher dieser merkwürdige Fürst sich meistentheils zu äußern und zu bewegen liebte. „So ist es also richtig, was man mir gesagt hat: ich träfe hier die fröhlichste Gesellschaft von Bartelsburg."

Freiherr von Vallentin hielt sich für berufen, den Sprecher des Clubs abzugeben. Er spielte seine Rolle vortrefflich, indem er in großer Ehrfurcht, fast mit Beklemmung und wie entschuldigend dem König entgegenmurmelte:

„Majestät . . .!"

Majestät konnte auch sichtlich sehr gut Comödie spielen. Sein interessantes, geistvolles, aber etwas gedunsenes Antlitz mit den kleinen, unruhigen, grellen Augen nahm plötzlich die Miene des Erstaunens an, indem er rief:

„Und lauter Bekannte, wirklich! Grüß Gott, Vallentin! Auch mein durstiger Hauptmann Germersdorf! Ei! Ei! Und Rittmeister Graf Waldberg! das ist ja vortrefflich. Da kommen wir in die beste Gesellschaft! Meine Officiere, — es ist mir lieb, wenn Sie lustig sind; dies beweist, daß es Ihnen wohl geht in meinem Staate."

Er winkte ihnen nochmals gnädig zu, lächelte dann eigenthümlich und sagte zu dem Minister, der ihm wie ein finsterer Schatten gefolgt war, in halb pathetischem Tone: „Dies sind also die Mitglieder dieses Vehmgerichts?"

Der Minister nickte.

Der König fuhr fort, indem er sich zu der Gesammtheit der Anwesenden wandte: „Denken Sie nicht, daß ich gekommen bin, um zu stören. Erlauben Sie uns vielmehr, Ihre Gäste an diesem Abend sein zu dürfen. Wir wollen uns in Gemeinschaft mit ihnen vergnügen.“

Abermals trat Vallentin vor und sagte in allerunterthänigster Verwirrung: „Majestät! Solche Ehre . . . .“

Der König unterbrach ihn lebhaft: „Keine Weitläufigkeiten, Vallentin, keine Umstände. Ich liebe die Zwanglosigkeit, — seien wir zwanglos. Sie trinken, meine Herren, trinken wir zusammen. Sie treiben Scherz, geistreiche Bosheiten, — ich bin ein Freund davon. Witz hilft das Menschendasein erträglich gestalten, das ist meine Philosophie; ich brauche kein Hehl daraus zu machen. Nehmen Sie also wieder Platz, und gönnen Sie uns,“ — dabei zeigte er auf seinen Begleiter, — „bei Ihnen zu bleiben.“

Vallentin verneigte sich tief.

„Wenn Majestät geruhen wollen . . .“

Dabei führte er den Monarchen zu einem Sessel an der Tafel neben dem seinigen.

„Nichts von Majestät,“ fuhr dieser fort. „Wir sind incognito, und ich bitte dies zu respectiren. Wir,“ — er deutete wieder auf seinen Minister, — „das heißt, ich und dieser Herr, — denken Sie, wir seien da, aber nicht anwesend.“

Indem er dann schnell nach dem Sessel zuschritt, raunte er Vallentin flüchtig zu: „Wissen sie schon?“

„Ausreichend,“ entgegnete der Kammerherr eben so und richtete einen andern Sessel zur Seite des Königs für den Minister, der sich zögernd genähert hatte.

„Setzen Sie sich neben mich, Grix,“ lud ihn der Fürst ein.

Der Minister schien gar keine Lust dazu zu verspüren.

Während sein Gebieter die fröhlichste Stimmung bezeigte, drückte ihn seit dem Eintritt in den Saal jedenfalls eine noch üblere Laune als schon vorher. Er war mit kalter, strenger Amtsmiene in einer steifen, hochmüthigen Haltung gekommen, und als er den Eindruck gewahr geworden, den sein und des Königs Erscheinen auf die Gesellschaft gemacht, hatte er ohne Bedenken den Schein für Wahrheit genommen und an eine Furcht geglaubt, die sich der Ueberraschten im bösen Gewissen bemächtigt habe. Seitdem schien er aber über den König im Stillen verdrossen geworden zu sein. Er hatte sofort ein strenges Strafgericht desselben erwartet, wie er es angerathen, und statt dessen machte der Fürst in seiner besten vertraulichsten Stimmung förmlich gemeinsame Sache mit den Uebelthätern. Zweifelnd noch immer, was diese fürstliche Laune bedeuten solle, flüsterte er in Folge der Einladung jetzt seinem Gebieter in bitterer Miene zu:

„Majestät, bedenken Sie! Dero Absicht war . . .“

„Lassen Sie nur,“ schnitt ihm der König mit einem geheimnißvollen Augenzwinkern das Wort ab. „Ich will sie nur sicher machen.“

Die Excellenz konnte zwar ein Kopfschütteln nicht ganz unterdrücken, setzte sich aber und schielte dann finster unter ihren Augenbrauen über den Tisch.

„Curios kommt ihm die Geschichte doch vor,“ sagte Vallentin heimlich zum Hauptmann, indem er wieder Platz nahm.

„Hm,“ brummte dieser in seinen blonden Bart, „der Fuchs ist in der Falle.“

„Er muß wenigstens den Schwanz drin lassen.“

Und Freiherr von Vallentin erquickte sich in dieser Zuversicht an seinem Wein, um dann mit Aufmerksamkeit sich dem königlichen Freunde zu widmen, der inzwischen mit dem ihm vorgesetzten Champagner, seinem Lieblings-

getränk, sehr eifrige Proben vorgenommen und davon auch dem Minister eingeschenkt hatte. Derselbe ließ aber das Glas unbeachtet stehen und sah dabei vor sich hin, als habe er Holzessig im Munde.

Denn nachdem der erlauchte Gast sich gesetzt und über seine gnädigste Stimmung gar keinen Zweifel mehr gelassen hatte, war die Gesellschaft in die bei ihren Clubsitzungen gewohnte Zwanglosigkeit zurückgekehrt, und es hatte ein Humor Platz zu greifen begonnen, welchem die Anwesenheit des Königs und seines Staatsministers in der That nicht den geringsten Eintrag zu thun schien. Man erzählte sich Anecdoten aus der Gesellschaft von Bartelsburg, aus der Theaterwelt und auch von einem oder dem anderen Hofe der benachbarten und mit zu dem großen vereinigten Reich gehörenden Staaten, die in den einzelnen Gruppen, wo man sie hörte, viel Heiterkeit erregten und damit auch auf die allgemeine Stimmung der Gesellschaft mittelbar einwirkten. Der König hörte von rechts und links, und weil die Unterhaltung zu ihm wie auf den Mittelpunct zuströmte, vernahm er genug davon, um sich im höchsten Maaße darüber zu amüsiren; daß nun gar sein Minister neben ihm so außerordentlich sich langweilte oder vielmehr im Stillen sich abärgerte, trug zu des Souverains Behagen entschieden viel bei. Er war boshaft genug, dem seit Jahren ihm dienenden Minister gelegentlich noch mehr die Kohlen anzublasen, auf denen derselbe saß.

„Trinken Sie," forderte er ihn auf. „Sie trinken ja nicht."

Grix machte ihm einen stummen, aber deutlichen Vorwurf in seinem glatten, bleigrauen, nüchternen Gesicht.

„Seien Sie nicht so grämlich!" schalt ihn der Fürst und kehrte sich dann gegen Vallentin und Germersdorf, um mit ihnen weiter zu plaudern.

Der Geist, welcher in diesem aristokratischen Club waltete, war von einer so besonderen Eigenthümlichkeit, daß er wohl in einer inneren Wechselwirkung mit den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen von Bartelsburg stehen mußte, um sich hier in einer so völlig ungesuchten und ungekünstelten Art zu äußern. Aus dem Lebensgenuß stark sinnlicher Art, dem man hier fröhnte, hob sich ein gewisser Humor ab, der freilich die Gemeinheit nicht zuließ, doch in der eigenen Selbstverspottung wie in der geistreich-boshaften Behandlung alles Bestehenden den Trost für den Unglauben suchte, dem man hinsichtlich aller idealen Auffassung verfallen war. Es entsprach dies dem sich vordrängenden Charakter des gesammten Nationallebens. Man lebte ohne Sorgen und Hoffnung; man rechnete mit keiner Zukunft; man wollte nur genießen, was die Gegenwart bot, und als wenn des Nächsten doch die neue Sündfluth käme. Nach dem großen Krieg, nach der Aufrichtung des neuen großen Reichs, in welchem die bisherigen Staats- und noch mehr die dynastischen Souveränetäten aufgegangen, waren Jahre gefolgt, in denen man sich in den einzelnen Kreisen der Gesellschaft wie entgöttert fühlte, wie in einer Welt lebend, der man kein höheres Interesse mehr abgewinnen wollte oder konnte. Alle Lebensverhältnisse waren auf einen gemeinen materialistischen Sinn herabgedrückt worden; überall wandte sich Streben, Schaffen und Genuß der Menscheu von edleren Auffassungen als wie von unnützen Schwärmereien ab, mit denen man ein für alle Mal fertig geworden sei. Die Schiffe des nationalen Lebens lagen auf dem Sand, nachdem sich das wogende, die Seele verlockende Meer wie durch ein geheimnißvolles Naturereigniß weit zurückgezogen, und die Fäulniß kam nun in die Kielplanken. Man grämte sich nicht darum. War Allen doch, als seien die Gesetze des Daseins auf einmal andere geworden,

als sei die Fühlung nach oben und nach unten, nach der Höhe und der Tiefe verloren gegangen, als habe eine übergroße, unersättliche Macht zu ihrer Existenz alle geistige Kraft der Nation aufgesogen, confiscirt und aufgezehrt und schüttle sie in der Schwinge der Zeit wie eine Masse Hülsen nur nach ihrem Willen. Nichts im Ganzen, suchte daher jeder Einzelne seine Welt und seine Herrlichkeit nur noch in sich; aller Ehrgeiz, alle Liebe, alles Schaffen nahm den Charakter niedriger Selbstsucht und einer armseligen Eigennützigkeit an, die ihren Zweck des gemeinen Genusses auch auf Kosten Anderer und deren höherer Interessen zu befriedigen trachtete. Ueberall traten Einem die Zeichen der Verwesung entgegen, nirgends solche einer daraus hervorgehenden Verjüngung, welche die Völkergeschicke hoffnungsvoll macht. Man lebte, weil man da war, und wollte unbewußt, instinctartig das geistige Elend durch äußeren Aufputz und Lärm, durch hohles Gepränge und schnell abrauschende Freuden des Lebens vor sich selbst verhüllen. In diesem Instinct hatten sich jene Bartelsburger Officiere und Edelleute zusammengefunden, und zwischen ihnen und dem Könige gab es darin einen so vollkommenen Einklang, daß er auch in ihrer Gesellschaft wie sonst in anderen Unterhaltungen gern den Zufall seiner Geburt und seiner irdischen Bestimmung vergaß.

Den besonderen Zweck dieses Abends hatten die eigentlichen geistigen Leiter des Clubs nicht vergessen. Während es sich hüben und drüben in Witzen und Uebermüthigkeiten mit der wachsenden Erregtheit der Geister durch den Wein steigerte, war Freiherr von Vallentin einmal zu Graf Waldberg gegangen und hatte mit diesem gesprochen. Graf Germersdorf vernahm sich im Geheimen mit dem jungen Stein, den man gelegentlich sein Notizbuch hervorlangen und darin mit Bleistift kritzeln sah. Dann war der Rittmeister aufgestanden, hatte mit seinem Siegel-

ring ans Glas geschlagen und sagte nun mit laut erhobener Stimme, während der brausende Lärm an der Tafel sich legte:

„Cameraden und Freunde! Wie wir in unserem Club bei jeder seiner Sitzungen gewohnt sind, ergreifen wir die gefüllten Gläser, und bringen wir Seiner Majestät, unserem allergnädigsten Herrn, ein freudiges Lebehoch! Es lebe Seine Majestät König Witwulf der Zweite!"

In schneller Auffassung der hierin sich verrathenden Absicht erscholl sofort begeisterungsvoll von den Anwesenden dreimaliges Hoch unter Gläserklingen auf diese höflichste aller Lügen des Rittmeisters; denn es war eigentlich noch niemals ein Toast auf den König im Club ausgebracht worden. Minister Grix hatte wohl oder übel sich erhoben und mit anstoßen müssen; er setzte sich darnach wieder und fixirte fragend den König. Dieser lachte, und es geschah fast in einer Weise, als lache er seinen Cabinetsminister aus. Baron Finck zwinkerte darüber mit den Augen zu seinen Nachbaren hinüber. Der junge Vetter von Stein machte Notizen.

Die Unterhaltung begann wieder allgemein zu werden. Es kamen Glossen auf die Staatsverwaltung, die ihre giftige Spitze auf den Minister Grix richteten. Der König lachte, und sein Minister sah immer finsterer drein. Gersmersdorf gab eine Geschichte von einer Art Rattenfänger von Hameln zum Besten, der nach Bartelsburg gekommen wäre, und dessen Lockpfeife der ganze altbartelsburger Geist gefolgt sei. Der sitze nun in der Höhle des Zauberers und blase Trübsal. Dies war wieder ein Stich auf Grix, der sich die Weisheit seines herrischen Regierungssystems nach Recepten aus der Kanzlei des allgemeinen Reichsministers vorschreiben lassen mußte. Grix schoß einen Wuthblick auf den Hauptmann; aber er schwieg. Vetter von Stein machte Notizen.

„Ei, Excellenz," wandte sich der Rittmeister Graf Waldberg an den Minister, „sind Sie nicht gern in lustiger Gesellschaft?"

Die Excellenz wußte nicht, ob sie antworten sollte. Endlich stieß sie scharf und zornig hervor: „Nein!"

„Wie?" rief Germersdorf spöttisch hinüber. „Doch sonst kein Feind von Jugendfreuden!"

Grix erbleichte. „Man will mich beleidigen, Majestät," sagte er entrüstet zum Könige.

„Nicht doch," entgegnete dieser. „Sie müssen Scherz verstehen."

„Ew. Majestät Nachsicht ist unbegreiflich. Gestatten . . ."

„Pst!" unterbrach ihn der Fürst. „Sie vergessen immer, daß wir hier incognito sein wollen."

Jetzt zweifelte der Minister nicht mehr daran, daß ihn der König zum Besten habe halten wollen, als er ihm den Besuch des Clubs vorgeschlagen. Die Ahnung davon war ihm bereits gleich nach dem Eintritt in den Saal aufgegangen; aber er hatte doch in der hohen Einbildung, die er von seiner Stellung und Wichtigkeit hegte, nicht vermuthet, daß der Uebermuth dieser Adligen sich an ihm selber und Angesichts des Königs versuchen werde. Da es indessen geschah, wurde ihm freilich klar, daß er sich auch in diese Laune des Allergnädigsten fügen mußte, dessen persönlichen Umgangs gewürdigt zu werden, von solcher Entäußerung aller Empfindlichkeit, oft bis zur Würdelosigkeit abhing. Ingrimmig entschloß sich denn Grix, zum bösen Spiel so gute Miene als möglich zu machen und nicht mehr darauf zu rechnen, diesem Adelsclub, welchem ja so sichtlich die Gunst und Protection des Königs lächelte, zu Leibe gehen zu können. Der Bedauernswerthe wußte nicht, daß er erst am Anfang der Prüfungen stand, die ihm hier bereitet werden sollten. Während er seinen Verdruß in sich hineinwürgte, vom

Könige so getäuscht und damit in eine ihm peinvolle, beschämende Lage versetzt worden zu sein, gab dieser heimlich dem Freiherrn von Vallentin schon seine Ungeduld zu erkennen, daß dem Minister nicht mehr zugesetzt werde. Der Kammerherr beruhigte ihn durch eine Miene und winkte dem Rittmeister. Dieser verstand, erhob sich, schlug wie vorher mit seinem Siegelring ans Glas, und als darauf feierliche Stille eingetreten war, nahm er in erhabener Ernsthaftigkeit das Wort.

„Cameraden!" sagte er, „auch noch einer anderen Pflicht entäußere ich mich mit Vergnügen. Jedesmal, Sie wissen es wohl, wenn wir hier im geselligen Verein beisammen sind, gedenken wir nächst dem Könige, unserem allergnädigsten Herrn, auch des ausgezeichneten Mannes, welchem Bartelsburg und somit wir ein wahrhaft glückliches Zeitalter verdanken. Trinken wir denn auf das Wohl Seiner Excellenz des Staats- und Cabinets-Ministers Grix! Er lebe hoch!"

„Hoch!" erscholl es im heiteren Chore. „Hoch!" Und wie in eine Fanfare austönend, erklang es aus dem Munde des Lieutenants Stein unter der einfallenden Begleitung der meisten Zecher: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben! Hoch! Hoch!"

„Der Glückliche!" rief der König, halb zu seinem Minister gewandt. „Wie wird er doch anerkannt!" Dann setzte er leise und mehr zu ihm geneigt hinzu: „Sie waren doch in sehr großem Irrthum, Grix; es ist die loyalste Gesellschaft, die Sie verdächtigen wollten."

Grix besaß Witz genug, um zu begreifen, daß der Rittmeister Graf Waldberg in seinem zweiten Toast eine noch unverschämtere Lüge ausgesprochen hatte als im ersten. Der Minister bewahrte seine Selbstbeherrschung, je mehr ihm auch aus diesem Zwischenfall ersichtlich ward, daß man gegen ihn etwas abgekartet habe. Er erkannte

die Schlange im Grase und war gefaßt auf ihren Giftbiß. Wenigstens wollte er aber den König nicht im Unklaren darüber lassen, daß er den Zweck seiner Auszeichnung im Club zu würdigen wisse, und sagte deshalb kalt und zurückhaltend zu ihm: „Ew. Majestät haben Recht; ich befand mich in einem sehr großen Irrthum.“

„Sehen Sie, sehen Sie!“ versetzte der Monarch in heiterster Weise; denn der Wein hatte auch auf ihn so wenig wie auf die Anderen seine Wirkung verfehlt. „Wie so oft, Grix! Beherzigen Sie dies!“

Die Schelme hatten sich unterdessen um die Person des jungen Stein gedrängt, der aus seinem Notizbuch ihnen etwas vorzulesen schien. Lautes Gelächter brach wie eine Salve zuweilen aus der Gruppe durch den Saal, und einzelne Ausrufe der ausgelassensten Freude ertönten dazwischen. Der Husaren-Rittmeister vor Allen erging sich mit dem ernsthaftesten Gesicht in den lebhaftesten Kundgebungen dieser Art.

„Famos!“ rief er. „Was? Famos! Nicht wahr, Finck?“

„Ja wohl!“ entgegnete der Baron, etwas vorsichtig. „Auf Ehre!“

„Was giebt's denn da?“ fragte nun der König nach einem neuen Ausbruch des übermüthigen Gelächters neugierig und doch die Bedeutung der Scene schon errathend.

„O, ein Scherz, nur ein harmloser Scherz,“ bemerkte Graf Germersdorf, dessen Augen rund wie die eines Uhu waren, wozu die rothe Nase abermals ihren charakteristischen Zug hinzufügte. „Lieutenant Wetter von Stein macht gern sinnige Verslein. Er kann's nicht lassen, weil er wirklich ein Talent dazu besitzt. Das hübsche Liedchen auf die Ottenhof ist von ihm. Jetzt hat er eins auf unseren vielgeliebten Minister Grix verfaßt.“

„So?“ fuhr der König lachend auf. „Dies soll er doch laut vortragen. Wir wollen es Alle hören. Nicht wahr, Grix?“

Der Minister, allein in der ganzen Gesellschaft völlig nüchtern, zuckte mitleidig mit den Achseln. Eine Miene von Hochmuth trat auf seinem Gesicht hervor.

„Wenn es Ew. Majestät Vergnügen machen kann," erwiderte er spöttisch; „ich bitte!"

Natürlich hatte man, ohne den Minister zu beachten, nur auf diese allerhöchste Aufforderung gewartet, um Wetter von Stein sein Gedicht vortragen zu lassen. Der junge Officier machte zwar des guten Scheins wegen einige Einwendungen, sprach von der Unvollkommenheit der improvisirten Verse und dergleichen mehr. Aber nicht lange ließ er sich nöthigen; dann begann er mit sehr wirkungsvollem, humoristischen Ausdruck aus seinem Büchlein abzulesen:

„Das ist Minister Grix:
Als großer Diplomat,
So hat er sich erwiesen;
Als Mann von klugem Rath
Wird er d'rum auch gepriesen
Im Lande Bartelsburg!"

Beim letzten Vers marquirte Stein eine melodiöse Tonart, worauf wie auf fertige Einübung hin die ganze Officiergruppe ihn in einem wilden Chorgesang verarbeitete. Es war die Melodie des Refrains von einem Liede, welches seit einigen Tagen blitzschnell in ganz Bartelsburg Popularität erlangt hatte, man wußte nicht weshalb. Eine frivole Engländerin in einem von der lebenslustigen Männerwelt stark besuchten Café chantant hatte es eingeschleppt und rasenden Beifall mit dem albernen, platten Liede gefunden. Von da war es in den Mund der Gassenjungen gekommen; die Drehorgeln spielten es wie auf ein Zauberwort bis zum Ueberdruß ab; die Militärmusik zog damit bei der Mittagsparade auf, — genug, wie sich solche Popularität durch ein uner-

klärliches Geheimniß bildet, überall pfiff und sang man den Refrain dieses Gassenhauers. So hatte ein angeschlagener Ton genügt, die Officiere im Club zu diesem Chorgesang mit neuer Textunterlage zu begeistern, und dies erhöhte offenbar für sie wie für alle Anderen die übermüthige Stimmung und für das Opfer derselben die innere Wuth.

Nachdem der allgemeine Chor verstummt, und der Jubel darüber sich etwas gelegt, fuhr Lieutenant von Stein wieder fort in seinem Vortrag:

„Das ist Minister Grix:
Von jenem selt'nen Holz,
D'raus man Minister schnitzet,
Sieht er mit edlem Stolz,
Wie er im Sattel sitzet —
Im Lande Bartelsburg!"

Gesang und Lachen wiederholten sich in der früheren Weise, und Stein begann von Neuem:

„Das ist Minister Grix:
Mit Allem reich bedacht,
Fehlt ihm nur Eins auf Erden,
Nur Etwas — habet Acht!
Nur adelig zu werden
Im Lande Bartelsburg!"

Der furchtbare Chor schloß in toller Ausgelassenheit dies Spottlied. Der König schüttelte sich vor Lachen, und es kamen ihm darüber die Thränen in die Augen, als nun von allen Seiten in wüstem Durcheinander geschrieen wurde:

„Das ist der Herr von Grix!"

„Baron von Grix!"

„Graf Grix von Grixengrix."

„Hier hat er sein Patent taxfrei!"

„Man soll es drucken lassen. Ganz Bartelsburg muß es erfahren, — das ist der Herr von Grix."

„Im Lande Bartelsburg!“

Und nochmals hob der wilde Gesang nach dem unausstehlichen Refrain des Gassenhauers an.

Der Minister glaubte sich in einem Narrenhause und fand sich mit seiner peinlichen Lage so gut als möglich ab. Er saß steif und hochmüthig da, als ginge ihn die ganze orgienhafte Scene und das boshafte Lied, dem sie ihr Entstehen verdankte, nichts an. Aber es war eine erkünstelte Ruhe; Zorn und Haß kochten in seiner Brust; er hielt seine düsteren, unheimlichen Augen während des Vortrags fest auf Wetter von Stein gerichtet. Er hatte ihn noch nicht gekannt; jetzt aber schwur er sich im Stillen, für den ausgetheilten Streich einmal Rache an ihm zu nehmen. Es fand sich wohl früher oder später eine Gelegenheit dazu.

Der König, noch immer in großer Heiterkeit und schon bedenklich angehaucht von den koboldischen Geistern des Champagners, wandte sich jetzt wieder zu dem Minister.

„Grix,“ sagte er, „Sie haben Glück, ich gratulire Ihnen. Morgen weiß ganz Bartelsburg von Ihrer Standeserhöhung. Sehen Sie, daß Sie mich dazu gar nicht brauchten? Ich hätte es Ihnen gar nicht in so vergnügter Art besorgen können, — so feierlich! Lachen Sie doch; das ist gesund. Sie kennen doch längst meinen Wahlspruch: Das heißt herrschen, wer versteht zu lachen!“

Der Minister änderte mit einem Male seine bisherige Haltung. „Richtig, richtig!“ antwortete er dem Könige mit erheuchelter Fröhlichkeit. „Man muß dazu lachen, das ist am besten.“

„Und dieser junge Mann, Grix? Ein Sappermenter, dieser Wetter von Stein! Nicht wahr? Er gefällt mir.“

„Ei,“ warf Grix spöttisch hin, „laden Ew. Majestät ihn doch zu Dero lustigen Abenden!“

Der König stutzte bei diesen Worten, und Grix erschrak

faßt, mit seinem Vorschlage eine solche, von ihm gar nicht geahnte Wirkung hervorgebracht zu haben.

„Ich muß Ihnen Recht geben, wahrlich, den kann ich dazu gebrauchen!“ sagt Seine Majestät, erhob sich dann schnell von ihrem Sitz und eilte zum Befremden der Zecher um die Tafel herum auf den jungen Officier zu, der neben seinem Sessel stand und mit Anderen plauderte. Als er aber den Allerdurchlauchtigsten mit dem roth- und aufgedunsenen Gesicht, den kleinen, funkelnden Augen, mit dem Zug schalkhafter Jovialität um die Lippen sich nahen sah, nahm er sogleich eine militärisch ehrfurchtsvolle Haltung an. Der König legte jedenfalls gar kein Gewicht auf dergleichen Respectbezeigungen, mindestens nicht in seiner jetzigen Laune. Er klopfte Franz auf die Schulter und sagte dann in gelungener Nachahmung einer Meldung seines Hofmarschalls:

„Herr Vetter von Stein! Auf den Rath seines Staats- und Cabinetsministers und im Namen Seiner Majestät werden Sie auf morgen Abend in den Wintergarten geladen. Seine Majestät haben morgen Ihren lustigen Abend; — es ist ja wohlbekannt, wann Höchstdieselben Ihre Gäste zu finden wünschen.“

Ueber diese Worte war es ganz still im Saal geworden; der Inhalt derselben wie der Humor, in dem sie geäußert wurden, erregten selbstverständlich Aufsehen. Eine so gnädige Auszeichnung war immerhin außerordentlich und eigenartig. Mit Ausnahme des Ministers, der sich im Unmuth auf die Lippen biß, gönnte sie Jeder dem jungen Mann, und namentlich Germersdorf und Vallentin, die seit jeher die Stammgäste dieser nur zu bekannten Nachtgesellschaften König Witwulfs waren, bezeigten durch Ausruf und Gebehrden ihre Freude darüber. Nicht so der Begnadete selber. Er stand betroffen eine Weile da und stammelte dann in ihm sonst ganz fremder Verlegenheit: „Morgen Abend, Majestät?“

„Morgen Abend, ja. Nun, Sie zaudern?"

Franz hatte seine Fassung und Dreistigkeit wiedergefunden. Er knallte unwillkürlich mit den Fingern in die Luft, und es entfiel dabei seinen Lippen: „Ja, da hab' ich ja Verlobung!"

Die Einen, die davon wußten, lachten laut auf, die Andern sahen sich erstaunt an. Der Minister schien von dieser Mittheilung eigenthümlich berührt zu sein; er horchte auf.

„Verlobung?" rief der König, halb verwundert, halb scherzend. „Sie? Mit wem denn?"

„Mit der Tochter des Ober-Baudirectors von Meubring."

„Meubring?"

„Ja, Fräulein Eveline."

„Ah, sie soll schön sein."

„Gewiß, Majestät."

„Und sie ist sehr reich, nicht wahr?"

„Ich hege die Ueberzeugung."

„Da gratulire ich, Herr von Stein. Aber daß Sie gerade morgen Abend Ihre Verlobung feiern . . ."

„O Majestät," fiel der junge Officier hier lebhaft ein. „Das soll mich nicht abhalten, Ihrem Befehl zu folgen."

Man sah jetzt den Minister sich erheben. Er gab offenbar, durch ein erwachtes Interesse angetrieben, seine bisher beobachtete Zurückhaltung auf, und es machte deshalb auch den Eindruck widerlicher Aufdringlichkeit, als er spitz und mit faunischem Lächeln hinüberrief: „Der Herr Lieutenant wird überdies zu seiner etwaigen Vermählung der allerhöchsten Genehmigung bedürfen."

Der König kannte seinen Amts-Mephisto; er errieth, daß derselbe und namentlich nach Allem, was sich den Abend über zugetragen, schwerlich mit solcher hier völlig unschicklichen Bemerkung hervorgetreten wäre, wenn nicht

eine Absicht dahinter sich verberge. Darüber länger nachzudenken, war aber nicht Sache des Allergnädigsten. Er begnügte sich, seinem Minister zuzunicken, als wenn er ihm für diesen Einfall danke, und gestand dies noch des Weiteren durch ein paar Worte zu dem jungen Officier.

„O, Majestät," sagte dieser sorglos darauf; „ich zweifle nicht."

Wieder ließ sich der Minister mit seiner spitzen Stimme vernehmen. „Wenn der Herr Lieutenant morgen Abend sich im Wintergarten einfindet, könnte ja die allerhöchste Genehmigung ertheilt werden."

Was bezweckte nur Grix mit diesem Anerbieten eines Preises gegen Erfüllung einer Bedingung? Warum legte er ein so großes Gewicht darauf, Herrn von Stein zu dem Besuch im königlichen Wintergarten förmlich zu verpflichten? Weshalb wies er so auffällig auf die Nothwendigkeit für den jungen Officier hin, zu der Vermählung der allerhöchsten Genehmigung zu bedürfen?

Die Geister waren nicht mehr in der Verfassung, nachzudenken, und im Grunde beachtete Niemand die Worte des Ministers besonders. Allenfalls mochte man annehmen, der durch Vetter von Stein gekränkte und gereizte, viel verachtete und verhaßte Mann wolle sich diesem gegenüber in seiner Wichtigkeit aufblähen, so unnütz es auch war. Der König selbst wollte von diesem Thema nichts mehr hören. Er antwortete dem Minister nicht mehr, sondern machte einen Abschluß des Gesprächs mit Herrn von Stein, indem er in der vollen Heiterkeit seiner Laune sagte: „Also abgemacht, Sie kommen, Lieutenant. Man kann sich bis zehn Uhr auch genug verloben."

„Das denke ich nicht minder, Majestät," entgegnete dieser, der ja überdies nicht die geringste sentimentale Auffassung von dem neuen Verhältniß hatte, in welches er auf Befehl seines Vaters und aus der zwingenden

Ursache seiner tiefen Verschuldung mit Eveline Meubring treten mußte.

Der König ging wieder auf seinen Platz zurück; der frühere Uebermuth machte sich wieder geltend. Man zechte und lachte, trieb Spott und Witz. Die Köpfe wurden immer schwerer, die Zungen lallender. Auch Grix trank jetzt von dem Champagner seines Herrn und war in einer so vergnügten Stimmung, wie sie sich bei diesem niedrig gesinnten und stets auf elende Intriguen lauernden Mann zu äußern vermochte, niemals auf angenehme Weise. Gelegentlich raunte er dem Könige zu, oder sagte auch laut mit widerlichem Gekicher zu ihm: „Das kann morgen Abend ein besonderes Vergnügen werden. Heh, Heh!"

Dies mußte wohl der Gedanke sein, der ihn beschäftigte und so vergnügt stimmte.

Es war weit im Morgen des neuen Novembertages, als er mit dem berauschten König, mit Graf Germersdorf und Freiherrn von Vallentin zusammen kopfschwer nach Hause schwankte.

III.

Die Gesellschaft im Hause des Ober-Baudirectors war eben so zahlreich wie glänzend. Die hohe Stellung des Herrn von Meubring, sein großer Reichthum und auch die Achtung, deren er wegen seines Charakters genoß, hatten die gesellschaftlichen Verbindungen des Hauses weit verzweigt, und der Ehrgeiz der Frau dafür gesorgt, daß sich dieselben zumeist in die höheren Kreise erstreckten. Seit Jahren wurden auch bei Herrn oder richtiger bei Frau von Meubring die belebtesten Feste gegeben, zu denen allwöchentlich zusammenkam, was in Bartelsburg Anspruch auf Bedeutung durch Stand, Rang, Reichthum

oder sonstige Auszeichnung erheben konnte. Es war einer dieser festen Gesellschaftsabende, an welchem die inzwischen durch massenhaft versandte briefliche Anzeigen stadtbekannt gewordene Verlobung der einzigen Tochter des Ober-Bau-Directors mit dem Lieutenant in dem Garde-Regiment des Königs, Franz Wetter von Stein, gefeiert wurde. Wer nur irgend in gastlichen, geschäftlichen oder vertrauteren Beziehungen mit der Familie stand, hatte sich eingefunden, um das Brautpaar zu begrüßen und die Eltern der Verlobten zu beglückwünschen. In den Salons mit ihrer üppigen, geschmackvollen Pracht wogte die Menge von Damen und Herren auf und ab; ein ausgezeichnetes Orchester ließ von Zeit zu Zeit Musikstücke edleren Gehalts ertönen; die Diener reichten Eis, Kuchen und Früchte, Thee und südliche Weine; unter den duftenden Blumen und hohen Pflanzen in den Nischen des großen Salons ließen sich Frauen von galanten Männern an die Zeit erinnern, da sie noch Bräute waren, oder Mädchen an den stillen Wunsch, daß sie es bald werden möchten. Das Brautpaar selbst bildete natürlich den Gegenstand fortgesetzter Huldigungen und dies um so lebhafter, als es in der That für eins der schönsten und somit in Verbindung der anderen angenehmen Eigenschaften auch für eins der glücklichsten gelten mußte. Der junge, schmucke, durch körperliche wie geistige Vorzüge sich auszeichnende Officier hielt mit ritterlichem Anstand seine in ihrer einfachen, weißen Kleidung überaus reizende Braut am Arm; ein hohes, schön und schlank gewachsenes Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, mit einem fein und edel geschnittenen, von mattbraunem Haar gekrönten Gesicht, das Anmuth und Geist durchleuchtete und einen Zug von Energie des Charakters offenbarte, mit welchem der klare, helle, stolze und doch nicht auffällige Blick ihrer dunklen Augen in Einklang stand.

Niemand zeigte sich glücklicher über diesen Abend und über Alles, was er bot und bedeutete, als Frau von Meubring, die mit ihrem Gemahl den Gästen die Honneurs gemacht hatte. Erschöpft von dieser seit Stunden ihr auferlegten Anstrengung, war sie jetzt nach einem neben den Salons gelegenen Cabinet gegangen, zu welchem von zwei Seiten eine verdeckte Blumengallerie führte. In diesem mit Smyrnaer Teppich und blausammtenen Fauteuils ausgestattenen Gemach war es still und kühl; nur schwach klangen die Rhythmen der Musik hier hinein. Eine rosa Ampel warf ein mattes, zu wohllüstiger Träumerei einladenes Licht in den traulichen Raum, der zu behaglichem Ruhen einlud.

Dies Bedürfniß hatte die Hausfrau offenbar dahin getrieben. Sie warf sich in einen der Polsterstühle und schloß halb die Augen, wie um die Bilder, an denen sie sich in den Salons ergötzt, hier noch einmal in Muße an ihrer Seele vorüberziehen zu lassen. Die starke, stattliche Frau mochte wenig über vierzig Jahre alt sein; man konnte leicht in ihr die Mutter Evelinens an der Aehnlichkeit Beider erkennen, an dem Stolz und dem energischen Willen, die sich in ihrem Antlitz ausprägten, die ihnen Beiden gemeinsam waren und doch sehr verschiedenen Charakteren angehörten. War an Evelinen Alles zart und mild, in edeler, graciöser und doch von Selbstbewußtsein erfüllter Weiblichkeit, so lag auf der hohen Stirn der Mutter Hoffahrt, und um den schmallippigen Mund spielte ein herrschsüchtiger, berechnender Geist, der ihrem Gesicht etwas Herbes und Kaltes verlieh.

Nicht lange genoß sie in diesem Hindämmern ihrer Gedanken der Ruhe, als unhörbar eine kleine, sylphenhafte Gestalt in meergrünem, luftigen Barègekleid an der Portière des einen Zugangs erschien, ihr allerliebstes dunkles Lockenköpfchen vorneigte, als wenn sie in dem Cabinet

Jemand suche, und einen Augenblick die pfiffigsten schwarzen Augen, das übermüthigste Stumpfnäschen und die schwellendsten rothen Lippen vom gedämpften Licht der Ampel bescheinen ließ. Dann huschte sie neben Frau Meubring und rief mit einer verführerischen, silberreinen, neckischen Stimme: „Wie glücklich, Frau Ober-Bau-Directorin, daß ich Sie hier finde!"

Dabei ließ sie sich neben der Angeredeten in ein Fauteuil sinken, so daß die Ueppigkeit ihres blendend weißen Busens und auf dem Teppich ein vorgestreckter kleiner, dianenhaft gebauter Fuß die volle Schönheit dieser jungen, zarten, kaum zwanzigjährigen Frau verriethen.

Die Ober-Bau-Directorin war von diesem Ueberfall überrascht worden; aber sie rief schnell ein freundliches Lächeln in ihr Antlitz, und, sich halb im Gruß erhebend, entgegnete sie verbindlich: „Frau Gräfin von Gallen! Wie liebenswürdig!"

„Nur einen Augenblick," versicherte diese in munterem, affectirt schelmischen Ton, „nur um mich von Ihnen zu verabschieden."

„Aber so früh?" gab Frau von Meubring verwundert und vorwurfsvoll zurück.

„Zu früh, Sie haben Recht; denn Ihr Fest ist herrlich!" Dann kam ein Seufzer aus dieser schönen Brust, und die zierliche Hand der Gräfin holte eine kleine Uhr aus dem Gürtel, auf welche sie blickte. „Aber es ist bald zehn Uhr!" setzte sie hinzu und steckte dabei die Uhr wieder fort.

„Nun?" bemerkte die Wirthin und drückte ihr Verlangen nach näherer Aufklärung aus.

„Nun, es ist Zeit, die Toilette zu wechseln und nach dem Wintergarten zu fahren. Sie wissen ja, mein Liebe, daß der König mich erwartet. Er ist mein Tyrann!"

Und die kleine, coquette Sylphe machte dazu ein Ge-

sichtchen, als habe sie viel von des Königs Tyrannei zu leiden. Frau von Meubring nahm dies nicht ernsthaft; sie machte von Neuem eine Einwendung.

„Nein, nein, Frau Ober-Bau-Directorin," unterbrach sie lebhaft die Gräfin; „es muß sein. Heute darf ich gar nicht fehlen, möchte auch nicht, ehrlich gestanden. Denken Sie doch, die Ottenhof hat für heut Abend dem König besonders ihren Besuch im Wintergarten anmelden lassen!"

„Ich verstehe," sagte jetzt Frau von Meubring, mit dem Haupte nickend, und sie schien auf ihr Verständniß der Verhältnisse bei Hofe sich etwas einzubilden. Sie wußte recht gut, daß Frau von Ottenhof und die Gräfin von Gallen zwei der Freundinnen des Königs waren, die sich in gegenseitiger Eifersucht den Genuß dieser Gunst zu verbittern suchten.

„Ja," fuhr die Gräfin fort, „sie hat jetzt drei Wochen lang die Schmollende gespielt, eine Art büßende Magdalena, um ihrem Neid und Aerger über mich eine interessante Maske zu geben. Sie hat sich nicht mehr sehen lassen im Zirkel des Wintergartens. Nun sie wiederkommt, weil sie das Schmollen nicht länger ertragen kann, und es ihr nichts genutzt hat, muß dies natürlich mit einem gewissen Knalleffect geschehen. Sie begreifen, Liebe, daß ich da auf meinem Posten sein muß. Außerdem — die Ottenhof wird wüthend sein! Das möchte ich doch sehen!"

„Und der Grund?" fragte Frau Meubring, die sich mehr aus Gefälligkeit neugierig stellte, als daß sie es wirklich war.

„Der Grund? Wissen Sie denn nicht, welch ein boshaftes Lied man auf sie gemacht hat? Man hat sie darin als eine Vestalin geschildert, aber so frivol, daß es zum Todtlachen ist."

Sie lachte in der That hell auf und sprach in demselben Athem weiter: „Die Ottenhof, die als Wittwe seit

Jahren in Bartelsburg neben dem König noch eine ganze Schaar anderer Männer glücklich zu machen versuchte, eine Vestalin, — das ist doch toller Humor. Im Adelsclub hat man's ausgedacht, und an diesem möchte sie sich nun rächen. Das kann doch wohl heut ein interessanter Abend werden?"

Abermals nickte Frau von Meubring beistimmend.

„Das bedauere ich für mein Theil lebhaft, Frau Gräfin. Sie werden mir dadurch entführt."

„Ich habe den Schaden; ich habe zu bedauern."

„Sie gefielen sich also doch hier?"

„O ungemein."

„Meine Tochter — wie finden Sie dieselbe als Braut?"

„Sie ist entzückend."

„Und Herr von Stein?"

„Er ist zum Verlieben."

„In der That?" fragte die künftige Schwiegermutter geschmeichelt.

„Herr von Stein?" wiederholte die Gräfin sehr lebhaft und richtete sich auf ihrem Sessel empor. „Bezaubernd."

„Dies ist ein Compliment für mich."

„Für Sie?" rief die übermüthige Sylphe. „Lieben Sie ihn etwa?"

Frau Meubring verdroß der leichtfertige Scherz ein Wenig. „Können Sie mich für die Nebenbuhlerin meiner Tochter halten?" fragte sie betreten.

„Warum denn nicht? Der Fall ist doch nicht so ungewöhnlich?"

„Hier trifft er nicht zu," wehrte Frau von Meubring mit einigem nachdrücklichen Ernst ab.

„Weshalb denn ein Compliment für Sie?" kam die Gräfin auf einen Umstand zurück, der sie zu interessiren schien.

Die Ober-Bau-Directorin warf sich unwillkürlich in die Brust. „Ich war es," sagte sie, selbstgefällig lächelnd,

„die Herrn Wetter von Stein für Eveline zum Gatten auswählte.“

„Wahrhaftig?“

„Ich bin nicht wenig stolz darauf, daß durch meine Fürsorge diese Verbindung zu Stande gekommen ist.“

Die Gräfin erhob sich. „Sie sind in der That von ganzem Herzen dafür zu beglückwünschen,“ entgegnete sie mit schmeichelnder Innigkeit, und dann ließ eine Wendung ihres Körpers erkennen, daß sie sich verabschiede.

Die Directorin stand auf. „Sie gehen also wirklich?“

„Ehren Sie meine Gründe; ich will ungesehen verschwinden.“

„Und ihre Verehrer . . ?“

„Sie mögen mich suchen. Adieu, adieu, — mein Wagen erwartet mich längst.“

Mit einem coquetten Kußfingerchen huschte sie nach der Portière und verschwand, während ihr Frau von Meubring nachblickte. Ihre Stimmung war nicht mehr so heiter wie vorher; doch sie kam nicht zum Nachdenken über die Ursache davon; denn von der anderen Seite der Blumengallerie ließ sich die Stimme ihres Mannes vernehmen. „Hier bist Du?“ sagte er, in das Cabinet tretend.

Herr von Meubring war ein Fünfziger; aber sein dünnes und fast schon weißes Haar gab ihm ein älteres und ehrwürdiges Aussehen. Ein Gemisch von Strenge und Güte lag in seinem Antlitz und entsprach sowohl den puritanischen Eigenschaften seines Charakters wie der Schwäche, welche den trefflichen Mann immer unter den Willen seiner herrschsüchtigen und allerdings in kluger Lebensauffassung sich bewährenden Frau beugten. Der jetzige Ausdruck seiner Mienen war nichts weniger als der eines glücklichen Vaters einer glücklichen Braut. Er war sichtlich zerstreut, niedergedrückt, verdrießlich, und da er durch die Portière gegenüber noch die meergrüne Schleppe der

Gräfin von Gallen hatte wehen sehen, so schien er diesen Anlaß zu benutzen, um seiner üblen Laune Luft zu machen.

„Frau von Gallen war bei Dir?“ fragte er mißmuthig.

„Sie muß unser Fest schon verlassen,“ versetzte seine Frau, ohne die Stimmung ihres Mannes zu beachten.

„Um so besser,“ warf er hin und ließ sich auf einen Sessel nieder.

„Um so besser?“ wiederholte Frau von Meubring vorwurfsvoll und nahm gleichfalls wieder Platz. „Es ist eine geistreiche, interessante Dame.“

„Mag sein. Deshalb paßt sie auch in die lüderliche Gesellschaft des Hofes besser als in unser Haus.“

„Mein Gott, welch' eine beschränkte Auffassung, Meubring! Sie ist eine Freundin von mir, eine Dame vom Hofe!“

„Allerdings, daher meine gute Meinung von ihr.“

„Lächerlich!“ sagte seine Frau wegwerfend.

„Nun ja, nun ja,“ fuhr jetzt der Ober-Baudirector mit seinem Groll heraus. „Ich weiß, daß Dir meine Ansichten oft sehr lächerlich vorkommen. Ich finde es anstößig, daß Damen solcher Art von der guten Gesellschaft aufgenommen werden, — Du findest es lächerlich. Und besonders heut, da unsere Tochter Braut geworden ist, — eine keusche, eine edle Braut; was hat das schaamlose Laster zu ihr zu kommen, um ihr zu huldigen?“

„Ich bitte Dich, Mann! Die Gräfin . . .“

„Ist eine Maitresse des Königs,“ unterbrach er sie mit ungewohnter Heftigkeit, „eine Heldin jener Orgien, die zur Schmach und Schande für die Welt im Wintergarten gefeiert werden.“

Frau von Meubring zuckte geringschätzend mit den Schultern.

„Das sind Amusements der vornehmen Welt, der königlichen Laune!“ sagte sie.

„Sehr wahr! Amusements der Fäulniß, die unsere Gesellschaft von oben bis unten durchfrißt."

Frau von Meubring konnte nicht umhin, bei diesem Ausbruch sittlicher Entrüstung ihres Gatten denselben mit Erstaunen anzusehen. „Deine Laune ist ja merkwürdig an diesem Festabend?" äußerte sie sich darauf.

„Er ist Dein Werk, nicht das meinige," stieß der erregte Mann hervor.

„Aha, deshalb dieser Unmuth?"

„Vielleicht."

„Allerdings," nahm nun mit überlegener Miene Frau von Meubring das Wort, „ich war es, die dem alten Herrn Wetter von Stein, meinem Vetter, diese Verbindung zwischen seinem Sohn und Eveline vorschlug; ich bin es, die damit meiner Tochter, deren Mutter altem Adel entstammt, einen vornehmen Namen und eine volle Berechtigung giebt, sich zur hohen Gesellschaft von Bartelsburg zu rechnen. Wir bezahlen für Franz Wetter von Stein die Schulden, und er wird dafür der Gemahl des reichen Fräulein Meubring. Das ist mein Werk, und ich bin damit hoch zufrieden."

„Wenn es auch vielleicht das Unglück Evelinens ist," wagte der Director zu bemerken.

„Wie?" wies seine Frau zurück. „Ihr Unglück? Sie ist ja einverstanden?"

„Sie ist gehorsam, sie ist ein gutes Kind."

„Ist Franz nicht ein schöner junger Mann?"

„Ein schöner Windbeutel!"

Abermals machte sie eine Bewegung der Geringschätzung. „Was heißt das?" rief sie. „Schulden?"

„Tollheiten, Laster, Lüderlichkeiten," fügte ihr Gemahl mit Nachdruck und scheltenden Tones hinzu.

„Er ist jung und wild, außerdem Officier," vertheidigte die nachsichtige Schwiegermutter weiter.

Der Schwiegervater wollte nicht mehr kämpfen. „Gut denn," sagte er, „es ist geschehen. Eveline wird Frau von Stein, Frau Vetter von Stein, wie Du es gewünscht. Besser, sie würde es nicht, ist meine Meinung. Aber ich bin ja von bürgerlicher, beschränkter Auffassung!"

„Jedenfalls sehr befangen in diesem Punct. Ginge es nach Dir, — ah mein Freund, wir wären überhaupt nicht weit gekommen! Wir hätten wohl immer nur noch das kleine Vermögen, welches mein Erbtheil gebildet hat, — nicht mehr, vielleicht weniger. Jetzt ist es anders, besser. Wir können uns reich nennen, sehr reich, weil ich Dich zu speculativen Anlagen meines kleinen Vermögens bestimmte. Wir können heut unserer Tochter eine fürstliche Mitgift geben; Du hättest es niemals dahin gebracht."

Der Ober-Baudirector hörte schweigend zu. Er hatte den Kopf in eine Hand gestützt, und auf seine gefurchte Stirn lagerte sich eine schwere Wolke der Sorge.

„Weißt Du nicht," entgegnete er nach einer Pause, „wieviel in der letzten Zeit unser Vermögen entwerthet worden ist? Seit Monaten sinken die Papiere."

„Was will dies sagen," fiel seine Frau ein. „Sie steigen auch wieder."

„Fast Tag um Tag erhalte ich Hiobsposten; ich darf es Dir nicht mehr verhehlen. Auf allen Seiten bricht es zusammen; wie eine verheerende Pest geht es durch die Welt des Handels und der Börsen. Auch die Hauendorf'sche Maschinenfabrik hat Bankerott gemacht. Diesen Nachmittag habe ich Nachricht davon erhalten. Ja," hob Herr von Meubring hier seine Stimme und richtete einen ernsten, bekümmerten Blick auf seine Gattin, „es geht damit ein Vermögen zu Grunde."

Sie mochte den Schrecken, der sich ob dieser Mittheilung ihrer bemächtigt hatte, nicht verrathen.

„Das wäre ein schwerer Schlag," ließ sie sich vernehmen; „aber wir können ihn verwinden."

„Du hast Alles gewollt," fuhr er fort. „In Allem hast Du bestimmt; denn auch das gewonnene Vermögen wurde von mir immer nur als das Deinige betrachtet. Ich habe es verwaltet, wie Du angabst, speculirt, wie Du gerathen. Wohl oft bin ich warnend zu Dir gekommen, um Dich zu veranlassen, den schwankenden, unsicheren Werth in Actien mit guten, festen Anlagen zu vertauschen, so lange das Glück dem noch günstig war. Jetzt ist es zu spät, längst schon zu spät, um es ohne ungeheuren Verlust thun zu können. Und dennoch, wenn man diesen Verlust hinnähme, man bewahrte sich vielleicht vor einem noch größeren, vor gänzlicher Vernichtung unseres, Deines Vermögens."

Frau von Meubring hielt diese Auffassung für übertrieben. „Ich bitte Dich, laß mich mit dieser Schwarzseherei zufrieden. Ohne Verluste werden wir in einer solchen Krisis, wie die jetzige ist, nicht davonkommen; darauf mußte man sich gefaßt machen. Das trifft Jeden, der Besitz hat. Man darf aber nicht den Kopf verlieren. Besonnenheit räth, sich zunächst um einen nur eingebildeten Verlust keine großen Sorgen zu machen. Man verkauft eben Nichts, behält alle Papiere und wartet ab, bis sie wieder steigen, was nicht ausbleiben kann. Von den Actien der Hauendorfer Maschinenfabrik ist freilich nichts mehr zu hoffen, wenn Deine Nachricht wahr sein sollte. Wir verlieren daran Hunderttausende; aber wir werden diese Einbuße wieder zu ersetzen wissen durch glücklichere Speculationen."

Der Ober-Baudirector beruhigte sich damit keineswegs. „Dieser unseelige Heirathsvertrag," begann er von Neuem, „kostet uns ebenfalls Hunderttausende. Wir haben uns verpflichtet, die Schulden des lieben, lüderlichen Schwiegersohns zu bezahlen: es sind fünfzigtausend Mark baar dazu nöthig; um diese zu haben, müssen wir jetzt für

achtzig, neunzigtausend Mark in Papieren hergeben: so tief ist deren Cours gefallen. Dann die festgesetzte Mitgift . ."

Seine Frau war dieses Gesprächs überdrüssig. Sie stand auf und sagte mit einem Blick nach der Blumengallerie:

„Das ist keine Unterhaltung für heute. Wozu störst Du mir meine heitere Stimmung? Es wird sich Alles besser ordnen, als Du denkst. Wir brauchen nichts zu überstürzen, und kommt Zeit, kommt Rath. Ich werde morgen mit Marcus, unserm Bankier, sprechen und mit ihm eine gründliche Prüfung der ganzen Vermögensverhältnisse vornehmen. Jetzt kein Wort mehr, ich bitte Dich. Komm in die Gesellschaft zurück! Man wird uns längst vermissen."

Ohne Widerspruch folgte ihr der verdrießlichste aller Schwiegerväter.

IV.

Das Cabinet blieb nicht lange leer. Mit Eveline am Arm kam Franz dahin, und indem er sich dann artig von seiner holden Bürde befreite, schaute er sich in dem reizenden, halbdunklen Gemach um. Eveline betrachtete ihn schweigend, sinnend, erwartungsvoll.

„Hier," sagte sie dabei, „wir sind hier allein, ungestört, wie Sie es wünschten."

„Ich danke Ihnen, Eveline," entgegnete der junge Mann in fröhlichster Miene: „O, Sie werden eine vortreffliche Frau sein."

„Aber weshalb," fragte sie ihn nun, „diese Entführung? Welch Geheimniß wollen Sie mir offenbaren?"

„Ich muß Ihnen ein Wort allein sagen, schöne Braut." Sie erröthete, aber sie kam nicht in Verlegenheit. „Ein Wort?" wiederholte sie neugierig.

„Ein einziges!“

„Und welches?“

Franz lächelte in ihr anmuthvolles Gesicht hinein, und in einer Art von Muthwillen flüsterte er ihr dann zu:

„Lebewohl!“

Eveline wurde betroffen; man sah ihr die Enttäuschung an, welche ihr durch dieses Wort, um dessen Willen ihr Verlobter sie um eine geheime Unterredung gebeten hatte, bereitet worden war.

„Lebewohl?“ entgegnete sie voller Verwunderung. „Wie ist dies zu verstehen?“

Der junge Mann lächelte sie noch immer an und schien sich an ihrer Enttäuschung zu weiden.

„Ich muß eben gehen,“ scherzte er verletzend genug. „Wir haben uns nun genug verlobt.“

Ein strafender Blick des stolzen Mädchens traf ihn, der ihn verwirrt machte und zur Entschuldigung antrieb.

„Zürnen Sie nicht,“ fuhr er lebhaft und ernster fort. „Ich wollte mich allein ohne Aufsehen von Ihnen verabschieden.“

„Mitten im Fest? Vor der Tafel? Ist dies ein Scherz, Herr von Stein?“

„Leider nein. Ich bedauere es aufrichtig, sehr aufrichtig, von der liebenswürdigsten aller Bräute mich jetzt schon, so früh für heut trennen zu müssen.“

„O, keine Ironie, mein Herr!“

Eveline war gekränkt, Franz erkannte es und war entschlossen, sie wieder zu versöhnen. „Sie zürnen?“ fragte er schmeichelnd.

„Sie setzen mich dem Gespött der Gesellschaft aus, Herr von Stein,“ erwiderte sie ernst und würdevoll; „man wird mich nach Ihnen befragen, was soll ich sagen?“

„Es ist wahr, allerdings . . .“ gab er gelassen zu.

„Wie soll ich Sie entschuldigen? Und weshalb müssen Sie gehen?“

Die Erklärung darüber war nöthig, und Franz scheute sich auch nicht, sie zu geben. Er wollte am wenigsten vor einer Braut mit der Leichtfertigkeit seines Wesens zurückschrecken.

„Mich ruft die Pflicht," sagte er. „Mein Wort! Mein Dienst!"

Das Mädchen sah ihn zweifelnd an.

„Um solche Stunde, Herr von Stein?"

„Es ist zehn Uhr. Der König erwartet mich."

„Der König?"

Eveline stieß diese Worte wie in einem Grauen hervor. Ihr Blick ruhte jetzt mit einem Ausdruck von Scheu und Sorge auf dem Bräutigam. Er achtete dessen kaum.

„Ich bin befohlen," setzte er als weitere Erklärung hinzu.

„Heut?" fragte sie. „Jetzt? Um solche Stunde? O, Herr von Stein, — dachten Sie, daß ich nicht wüßte, was jetzt der König zu treiben pflegt, da heut sein Gesellschaftsabend im Wintergarten ist? Auch Sie gehören zu diesem Kreise?" entfiel es in schmerzlichem Erstaunen ihren Lippen.

„Ich werde heut zum ersten Male da sein," belehrte er sie.

„Heut?" sprach sie wie zu sich selbst. „Zum ersten Mal an solchem Tage!"

„Es trifft sich zum Verzweifeln ungeschickt, ich gestehe. Ich verwünsche jetzt diesen Zufall."

„Einen Zufall?"

„O, mißtrauen Sie mir nicht, schöne Eveline. Ich gehe dahin aus Pflicht und bei Gott auch um Ihretwillen!"

Eveline verhehlte ihr neues Erstaunen, ihre neuen Zweifel nicht. Doch sie schwieg, und Franz, dem die Scene peinlich zu werden begann, fügte seinen Worten, wie ihren Inhalt nochmals entschuldigend, hinzu: Wahrlich, es ist

ein Opfer, ein schweres Opfer, ich fühle es jetzt nur zu wohl. Aber es kann nichts helfen; ich muß es wohl oder übel bringen. Also verzeihen Sie, entschuldigen Sie mich."

Sie war nachdenklich geworden. Ueber alle anderen Empfindungen, die sich ihrer bemächtigt, hatte die natürlichste des Weibes, die Eifersucht, auf einmal eine Oberherrschaft sich errungen. Nach einem kurzen Stillschweigen sagte sie zögernd, halb abgewandt, und als könne sie die verrätherischen Worte nicht zurückhalten: „Im Wintergarten, an solchen Abenden .... Es giebt Damen in diesem geheimnißvollen Cirkel, Damen von sehr freien Sitten."

Franz lachte laut auf.

„Ich glaube, Sie sind eifersüchtig!"

„Und dies macht Sie lachen?" fragte sie ihn.

„Eifersüchtig! O, das ist nicht recht von Ihnen, Fräulein Eveline."

„Ich glaube selbst," gestand sie ein, ohne es zu bedauern. Vielmehr war die Haltung ihres ganzen Wesens und der halb naive, halb verstandesklare Ausdruck dessen, was sie sprach, derartig, daß sie nicht mehr so begierig sich zeigte, Eröffnungen ihres Bräutigams hier entgegen zu nehmen, als ihrerseits ihm ein höheres Geheimniß mitzutheilen. So brach sie nicht ab mit dem Eingeständniß ihrer Eifersucht, sondern vervollkommnete es noch durch die keck hinzugefügte Frage: „Und wenn es nun wäre, Herr von Stein?"

Er begriff schnell die Bedeutung dieser Worte, aber nicht den Grund, welchem sie entstiegen. In der gewohnten Galanterie eines lebenslustigen, jungen Mannes, der mit Frauen zu kämpfen gewohnt ist, rief er aus: Sie reizen mich, schöne Braut; denn wo Eifersucht ist, da ist auch Liebe."

Eveline nickte ihm zu.

„Sie bezweifelten es?" sagte sie wie im Vorwurf und

brachte mit diesem vollendeten Geständniß ihren Verlobten in um so größere Verwirrung, als er mit seiner Braut noch kein Wort über die Gefühle gewechselt hatte, mit denen sie Beide das Bündniß für das Leben eingegangen waren. Er hatte auf Befehl seines Vaters um ihre Hand angehalten, und Eveline war seine Braut geworden, ohne daß er ihr und sie ihm Tags zuvor oder heute von Liebe gesprochen hätte. Bei ihm war sie auch nicht vorhanden, bei ihr setzte er sie eben so wenig voraus. Jetzt aber führten ihn ihre Worte zur Besinnung über das geschlossene Verlöbniß; es gingen ihm gleichsam die Augen darüber auf. Er fand mehr, als er geglaubt, und die edle Schönheit seiner Braut, die ihm hoheitsvoll mit einem offenen und doch so zart verschleiert gehaltenen Geständniß entgegenkam, wurde plötzlich in ein ihn blendendes, berauschendes Licht gerückt.

„Hm," antwortete er ihr fast verlegen, „wie sollte ich? Gleichwohl," setzte er in schnell zurückerlangter Sicherheit, aber mit einem feiner als vorher klingenden, einer Saite des Herzens abgerissenen Tone hinzu, „ich wußte es, daß ich durch Sie ein unverdientes Glück erreichen werde!"

Eveline ließ ihre Augen abermals in einer stillen Minute auf ihm ruhen, als stelle sie eine Prüfung mit ihm und mit sich an. Ein innerer Kampf ging in ihr vor, ein Kampf zwischen Herz und Verstand.

„Herr von Stein!" redete sie ihn darauf an, und ihr freier, lichter Blick spiegelte die Klarheit ihres Innern zurück, nachdem ein kurzer Aufruhr darin vorüber. „Seien wir offen, ganz offen mit einander. Ich bin Ihre Braut auf den Wunsch meiner Eltern, meiner Mutter besonders, geworden. Ich habe Sie kaum bisher gekannt, eben so wenig wie Sie mich. Aber ich habe nicht gezögert, meine Hand in die Ihrige zu legen; ich halte Sie für einen Mann von Ehre und Rechtschaffenheit."

„Sie sprechen fürchterlich ernsthaft," entgegnete darauf Franz, als sie innehielt. Es wurde ihm eigenartig zu Muthe, beschämt und beglückt zugleich; er fühlte, daß ihm in einer anderen Sprache geredet wurde, als er seither im flotten Leben von Bartelsburg gehört hatte, und der reine Grund seines Herzens, von dem plötzlich die darüber gelagerten Nebel sich hoben, erschloß sich seinem inneren Auge und machte ihn stolz. Es war ein anderes Weib vor ihm, als wie er sonst zu begegnen und im tändelnden Verkehr zu behandeln gewohnt gewesen, und ein ihm ungekanntes Hochgefühl überkam ihn, daß dies Wesen ihm als Eigenthum zugefallen, als ein Schatz, den er noch gar nicht gewürdigt hatte.

Eveline fuhr fort, inniger, traulicher, in einem unwiderstehlich verführerischen Tone, mild und sanft und wie in ersterbende Klagen an eine erwachte Hoffnung:

„Herr von Stein, ja, ich spreche ernsthaft, aber wie ein Mädchen, welches einen Traum gehabt hat in der Nacht."

„Eveline!" rief er bewegt aus und ergriff ihre Hand.

„Mein erster Traum!" hauchte sie hin.

„O reden Sie!" drang er stürmisch in sie.

„Ich bin mit Vertrauen Ihre Braut geworden," fuhr sie fort, „mit dem Vertrauen, glücklich zu werden, auch mit dem Herzen Hochzeit zu machen!"

Ein Gluthstrom schoß ihm zu Kopf; er hielt sich mit seiner anderen Hand die Stirn, und mühsam kam es bittend von seinen Lippen: „Weiter, weiter! O, Sie beseeligen mich."

„Ich spreche dies Alles, weil ich Sie nicht täuschen will, Herr von Stein. Ich möchte nimmer als eine Dame von Welt, wie man sagt, die Ehe nur als einen vereinbarten Betrug eingehen."

„Sie fürchten dies, ah, Sie fürchten es, weil ich von hier aus in die Nachtgesellschaft des Königs gehen muß,"

unterbrach er sie lebhaft, als klage er sich an. Er gab ihre Hand unter einem Seufzer wieder frei.

„O nein, nicht aus Furcht davor habe ich mich Ihnen wollen zu erkennen geben,“ sagte sie freundlich. „Ich vertraue Ihnen, dies sagt Alles. Ich habe keine Bedingungen dafür, glauben Sie mir. Nichts liegt mir ferner, als Sie jetzt durch eine Scene bestimmen zu wollen, nachzugeben, als Sie zurückzuhalten, wenn Sie gehen müssen und nicht nur wollen. Im Gegentheil, Sie sollen auch erkennen, daß ich nicht kleinlich sein will und werde als Ihr Weib, und deshalb kommen Sie jetzt Ihrer Pflicht nach. Es ist Zeit.“

„Eveline, ich bin von Ihnen in einen Zauberbann gerückt worden.“

„Möge es der sein, in dem wir glücklich werden!“

„Ich fühle mich Ihnen wie einer Wohlthäterin meines Daseins verpflichtet, lassen Sie mich es gestehen.“

Sie lächelte in beglückendem Triumph; denn sie sah, daß sie ihn mit der Macht ihres Herzens gewonnen hatte.

„Gedenken Sie Ihrer Pflicht,“ mahnte sie jedoch jetzt von Neuem. „Sie müssen gehen. Hier von der Blumengallerie aus führt eine Stiege nach dem Hofe hinunter. Da können Sie unbemerkt fortgehen und das Haus verlassen. Also Lebewohl — auf Wiedersehen!“

Franz ergriff die Hand, die sie lächelnd ohne Wolkenschleier auf der hohen Stirn ihm zum Abschied reichte, und drückte nach einem fragenden Blick voll leidenschaftlicher Innigkeit auf sie einen langen Kuß darauf. Dann wandte er sich schnell zum Gehen. Doch noch vor der Portière hielt er an, sann einen Moment vor sich hin und eilte dann hastigen Schrittes und mit jubelnder Siegeslust in den Augen zu dem erstaunten Mädchen zurück. „Nein,“ rief er, „ich gehe nicht!“

„Wie?“

„Ich gehe nicht!“ wiederholte er.

„Aber weshalb diese Wandlung? Sie sagten doch...“

„O fragen Sie noch?“ Und nicht mehr fähig, seinem ungestümen Sinn Zügel anzulegen, umschlang er sie, und es lösten sich alle noch vorhandenen Widersprüche in seinem Innern in dem stürmischen Ausruf: „Eveline! Nur Ihnen will ich fortan gehören! Sie haben mir ein neues Leben gegeben!“

Er zog sie an seine Brust, und zum ersten Male ruhten seine Lippen auf den ihrigen.

„Jetzt bist Du mein, meine Herzensbraut!“ tönte es in frohlockendem Entzücken aus ihm. „Eveline!“

Sie verhehlte ihre tiefinnerste Bewegung, ihren beseeligenden Stolz nicht. Eine lange Zeit tauschten sie in heiligem Schweigen die Freude ihrer Herzen aus. Endlich wand sie sich sanft aus seinen Armen und sagte: „Aber Sie sagten doch, daß Sie meinetwegen zum König müßten?“

„Allerdings,“ erwiderte Franz, durch diese Worte wieder an die Wirklichkeit erinnert, die er in der überkommenen Leidenschaft völlig vergessen hatte.

„Nun, und weshalb haben Sie sich eines Anderen besonnen? Warum denn meinetwegen?“

Franz lächelte ihr, die so schelmisch ihn in seinem eigenen Netz zu fangen wußte, zu. „Der König,“ erklärte er ihr dann, „hat zufällig gestern Abend im Club, den er zu besuchen beliebte, Kenntniß von unserer Verlobung erhalten. Seine Laune fiel darauf, die Genehmigung zu unserer Verehelichung von dem Besuch bei seiner heutigen Gesellschaft im Wintergarten abhängig zu machen. Es ist eine Laune; er hat sie vielleicht schon wieder vergessen.“

„Nein, nein Franz,“ fiel Eveline hier lebhaft ein. „Er wird sie nicht vergessen haben. O, eilen Sie, hinzukommen!“

Nochmals hörte so Franz ein Geständniß der Liebe dieses edlen Mädchens zu ihm, und von Neuem erfüllte es ihn mit übervollem Glück. Aber befangen dadurch, war er es jetzt, welcher sich nicht mit dem Gedanken aussöhnen mochte, dem Genuß in der Gegenwart der Geliebten Abbruch zu thun. „Ich soll gehen?“ rief er fast bestürzt.

„Gewiß, ich treibe Sie jetzt selbst von hinnen. Können Sie es mir verargen nach dem, was Sie mir gesagt haben?“

„Aber wie wird man in der Gesellschaft darüber denken, daß ich fortgegangen bin?“ machte er jetzt, wie vorher Eveline, zum Einwurf.

„Wenn ich ruhig darüber bin, und ich bin es, was frage ich da nach der Anderen Meinung? Ich werde Sie zu entschuldigen wissen.“

„Sie sind ein Engel!“

Und leidenschaftlich umschlang er von Neuem seine Braut, die er jetzt in dem vollen Reichthum ihrer inneren Eigenschaften erkannt hatte.

„Nur fort, Franz,“ drängte sie, und doch waren ihre Augen trunken vor Wonne über seine Umarmung. „Gehen Sie, ehe man Sie noch hier antrifft.“

Er riß sich los von ihr, um ihr wie einer Weiserin zu gehorchen.

„Nun denn, so sei es. Es ist ein schwerer, ein häßlicher Gang; es wird eine trübe, qualvolle Nacht für mich sein, Eveline. Aber in Gedanken bleibe ich bei Dir!“

Damit und nach einem letzten Druck ihrer Hand schied er nun wirklich von ihr, gleichsam als eine verdiente Strafe hinnehmend, was ihm vorher als eine begehrliche Lust erschienen.

Eveline blickte ihm noch lange nach und horchte auf den leise verhallenden Schall seiner Schritte. Eine stolze, beseeligende Empfindung durchschauerte sie, und ihr

wogender Busen, ihr verklärtes Antlitz, ihre leuchtenden Augen sprachen es aus, was ihr Herz bewegte: Es war ihr Traum zur Wirklichkeit geworden; ihr Verlobter war auch ihr Geliebter! Sie konnte mit dem Herzen Hochzeit machen!

Aus diesem holden Taumel störte sie der jähe Eintritt ihrer Eltern auf, die überall vergeblich das verschwundene Brautpaar gesucht hatten.

„Eveline! Da bist Du?“ ertönte die herbe Stimme ihrer Mutter.

„Was soll das heißen?“ setzte Herr von Meubring so mißlaunig als möglich hinzu. „Du hier? Und wo ist denn Dein Bräutigam?“

Eveline verhüllte ihre Glückseeligkeit, als sei sie neidisch, dieselbe jetzt schon einem Dritten zu verrathen. Sie hatte sich schnell gefaßt und ihr gewohntes ruhiges, selbstbewußtes Wesen angenommen.

„Herr von Stein,“ antwortete sie auf die hastig an sie gerichteten Fragen, „läßt sich entschuldigen.“

„Er ist fort?“ rief Frau von Meubring in höchstem Erstaunen. „Wie? Jetzt, da man zur Tafel geht?“

„Unerhört!“ polterte ihr Gatte.

„Ihn ruft der Dienst,“ belehrte Eveline, im Stillen erheitert über die Erregung ihrer Eltern. „Er mußte zum König in den Wintergarten.“

Bei dieser Eröffnung prallte Frau von Meubring zurück, und ihr Gemahl schien vom Schlage gerührt zu werden.

„Es ist in der That so,“ fuhr Eveline fort. „Er hat mir die Gründe überzeugend mitgetheilt. Eben ist er gegangen!“

„In den Wintergarten?“ murmelte jetzt die Mutter, die sich zu fassen suchte.

„In den Wintergarten?“ stieß der Vater mit Abscheu

hervor. „O, sie weiß nicht, was das heißt! Armes Kind! Betrogenes Mädchen! Du bist empört, nicht wahr?“

Eveline schüttelte seelenruhig ihr Haupt und antwortete: „Nein, Vater, ich billigte seinen Fortgang; seine Pflicht rief ihn ja ab!“

„Eine schöne Pflicht!“ schalt dieser weiter. „Zu dieser lüderlichen Sippe zu gehen! Heut! von der Verlobungsfeier weg! Das heißt beleidigen. Aber noch ist diese Verbindung, die ich nicht mochte, und die ich verwünsche, nicht unwiderruflich.“

Hier unterbrach ihn seine Frau, welche sich ein Uebergewicht ihres Gatten durchaus nicht gefallen lassen wollte. Mit Scharfblick suchte sie schnell wieder Meisterin der Situation zu werden.

„Nicht unwiderruflich?“ entgegnete sie scharf. „Ich dächte, Meubring, das käme am meisten doch auf Eveline an. Sie weiß ihren Bräutigam zu entschuldigen, und sie wird wissen, warum. Sie ist ein kluges Mädchen und wird später ihren Mann zu ziehen wissen.“

„Schimpf und Schande,“ grollte der Ober-Bau-Director gleichwohl weiter. „Sich in diese leichtfertige, sittenlose Adels-Gesellschaft hineinziehen lassen! Ich habe meinen Bürgerstolz, Weib.“

„Gemach! Gemach!“ trat die Gattin dem Zornigen kalt entgegen. „Wozu dieses Moralisiren? Es wird sich Alles aufklären. Beruhige Dich. Und nun zur Gesellschaft, damit kein Aufsehen entsteht. Wir werden Herrn von Stein entschuldigen, nicht wahr, Eveline?“

„Sei ohne Sorgen, Mutter,“ sagte Eveline lächelnd und nahm ihren Arm, um an ihrer Seite in die Salons zu gehen. „Ich entschuldige meinen Bräutigam von ganzem Herzen.“

Kopfschüttelnd folgte ihnen der tief empörte und bekümmerte Vater.

V.

In dem so berüchtigten Wintergarten hatte unterdessen der „lustige Abend" Seiner Majestät begonnen.

König Witwulf II. hatte sich diesen Garten einige Jahre zuvor nach den Eingebungen seiner eigenen Phantasie mit ungeheuren Kosten errichten lassen. Vom Palais, in dem er zu residiren pflegte, wenn er in Bartelsburg Hof hielt, führte auf Arcaden ein verdeckter Gang in den einsamen königlichen Park nach einer dicht bewaldeten, ansehnlichen Berginsel. Die obere Partie derselben war zu freien Terrassen-Rundgängen umgeformt worden, von denen man einen herrlichen Blick auf die große Hauptstadt, auf die Umgebung und auf das Gebirge hatte, welches im Norden den Horizont abschloß. Auf der höchsten derselben stand auf mächtigem Mauerwerk der aus Eisen und Glas aufgeführte Bau, in dem der großartige, ausgedehnte Wintergarten sich befand, unnahbar wegen des die Insel weit umspielenden Wassers, über welches nur die hochgewölbte Brücke am Ende des verdeckten Ganges führte, und ferner durch die steile Höhe seiner Anlage, zu der man nur auf den beiden, im Innern emporsteigenden Treppen gelangen konnte. In dem massiven Unterbau gab es, um ein weites Treppenhaus eingeschachtelt, mehrere Gemächer und Cabinets in der üppigsten Ausstattung. In dem lichten Glaspalast aber entzückte ein wie von Feen angelegter Garten. Ringsum duftende Blumenrabatten, zwischen denen sich tiefdunkle Gebüsche von tropischen Gewächsen erhoben, überragt von Riesenpalmen, deren Fächer bis an die Wölbung reichten. Durch den wohlig erwärmten, inneren Raum breitete sich ein smaragdgrüner Rasen wie ein Sammetteppich aus, auf dem Fontänen ihre kühlenden Wasser plätschern ließen, und weiße Marmorbilder von

Venus und Amor, Apollo und Diana, der büßenden Magdalena und dem Becken schlagenden Faun aus eingebettetem farbigen Blumenflor umherschauten. Ein freier, runder Platz in der Mitte war der Punct, an dem sich die Wege kreuzten, welche nach allen Richtungen durch den Rasen und neben demselben sich hinschlängelten, und hier waren an einzelnen marmornen Tischen, die diesen stattlichen Kreis, mit Topfgewächsen zwischen sich, einrahmten, die Plätze für die Gesellschaft des Königs, wiewohl es Bänke und Sitze überall noch in den lauschigen Bosquets und Nischen an den Seiten gab. Den berückenden Zauber dieses Aufenthalts noch zu steigern, wurde an den Gesellschaftsabenden im Winter die Erleuchtung durch einen elektrischen Strahl bewirkt, der, wie von einer Sonne ausgehend, den oberen Theil des Gartens täuschend in Sommergluth hüllte, indeß unten eine reiche Illumination durch chinesische Ballons Alles in reizvoll gedämpftem Lichte beließ.

König Witwulf konnte sich solche Kostspieligkeiten zu seinem Vergnügen erlauben. Er war als Privatmann selbst sehr reich und bekam aus den Einkünften seines Landes einen stattlichen Theil dafür ab, daß er zum König desselben geboren worden. Es war die Einrichtung dieses Wintergartens auch keineswegs seine einzige Laune gewesen, um verschwenden zu wollen. Er gefiel sich in vielen solcher Launen und liebte auch die Verschwendung; Beides sah er als den besten Begriff seiner Würde als Majestät an. Er war im gewissen Sinne der vergnügteste und gemüthlichste aller Könige, der nur sein Leben, und zwar wie ein Gott des altgriechischen Himmels genießen wollte und alle Geschäfte der Regierung für seiner unwürdig und lediglich für Aufgabe seiner Staatsbeamten hielt. Im Winter lebte er in seiner Hauptstadt Bartelsburg, und jeder Tag brachte ihm die einzige Sorge, wie er sich am Abend erlustigen könne. Verheirathet war er

nicht, wollte sich auch nicht in die Abhängigkeit eines solchen Verhältnisses bringen, wenn er es sicherlich auch nur von der leichtesten Seite genommen hätte. Seine stark sinnliche Natur, die sich bei dem behäbig und nicht unschön gestalteten Manne von kaum dreißig Jahren in allen Bewegungen und in den angenehmen Gesichtszügen durch einen prickelnden Funken der Lüsternheit verrieth, begehrte dabei des steten Umgangs mit Weibern, und er zeigte sich nie wählerisch in demselben, in so fern er dabei seine Kurzweil und geistige Anregung fand. Damen der Aristokratie wie des Bürgerstandes, Mädchen vom Chor, vom Ballet, vom Schauspiel und von der Oper, die er besonders gern hatte und sich Geld kosten ließ, zog er in bunter Reihe in seinen Vergnügungskreis und machte aus der einen wie der anderen gelegentlich seine bevorzugte Geliebte. Eine tiefere Leidenschaft für eine derselben hatte er noch nie besessen, und wie er keiner treu war, so plagte er auch — schon aus Philosophie — keine mit seiner Eifersucht. Er ließ jeder die Freiheit, sich noch in anderer Liebe als zu ihm zu gefallen, vorausgesetzt, daß sie es an Tact und Ergebenheit gegen ihn nicht fehlen ließ. Für jede Stimmung und jede Form seiner Zerstreuungen hatte er eine andere Gattung solchen weiblichen Umgangs; er verfügte über einen ausschließlich vornehmen und in Ruf tadellosen auf den Hofbällen, über einen herzinnigen bei seinem Abendthee oder stillen Stunden, über einen genial ausgelassenen an seinen sogenannten Künstlerabenden und über einen ebenso ausgelassenen wie bis zum Aeußersten leichtfertigen in seinen lustigen Nächten im Wintergarten, wo überhaupt nur seine ganz Vertrauten und Solche Zutritt fanden, die er dazu zu machen wünschte. Zu diesen Bevorzugten gehörte seit Jahren die verwittwete Frau von Ottenhof, seit einigen Monaten die Gräfin von Gallen, Gemahlin eines verarmten Edelmanns, dem auf ihre

Fürbitte der König eine gut bezahlte Stelle bei Hofe gegeben hatte, wogegen der Herr Gemahl nichts einwandte, daß seine reizende, junge, fast noch mädchenhaft zierliche Frau die Geliebte Seiner Majestät wurde, deren tollsten Launen sie in stets gleichem, eigenthümlich aufstachelnden, naiv-muthwilligen Humor gerecht zu werden verstand.

Auch Freiherr von Vallentin zählte diesem Kreise zu, wiewohl er selbst niemals in Ausgelassenheiten sich vergaß. Er war der Freund des Königs, sein einziger, dem unbedingtes Vertrauen zufiel, und der trotz solcher Gunst und Macht niemals den edlen Grundzug seines Charakters verleugnet hatte. Der König mußte ihn immer um sich haben, selbst wenn er sonst Niemanden zu sehen wünschte, was gelegentlich vorkam. Vallentin paßte durch eine tiefer gehende Uebereinstimmung zum Könige, durch eine gewisse Verachtung der Welt und der Menschen, die sich bei dem Monarchen in allerhand phantastischen Launen äußerte, um sich zu betäuben und nicht trübsinnig zu werden, bei seinem Jugendfreunde in philosophischer Ruhe und in pessimistischem Spott. Was Graf Germersdorf anbetraf, den Hauptmann in der Garde, so hatte er als Flügeladjutant sich durch die biedere Geradheit seines Wesens und durch seinen unverwüstlichen, treuherzigen Humor die besondere Zuneigung des Königs erworben und war als der jovialste aller Zecher ihm bei allen lustigen Gelegenheiten in der Residenz, zu denen die Abende im Wintergarten in erster Reihe gehörten, unentbehrlich geworden.

Im Sommer flüchtete König Witwulf in's hohe Gebirge, theils um zu jagen, theils um auf seinen in Einsamkeit gelegenen Lustschlössern und Jagdhäusern nach den Eingebungen der Phantasie zu hausen. Auf ein paar Tage entbot er dahin wohl eine oder mehrere seiner Geliebten aus Bartelsburg, die sich aber nicht wundern durften, wenn sie am anderen Morgen von dem Diener

erfuhren, Seine Majestät sei schon früh auf und davon, man wisse nicht wohin, und werde nicht zurückkommen. Dann verfolgte längst Witwulf mit seinem treuen Vallentin auf hohem Geklipp die Gemse, oder er hatte sich vielleicht den Vollbart verändert schneiden und rasiren lassen und ging mit einem kecken Henry IV. am Kinn als Maler verkleidet in die Dörfer oder Wälder. Er konnte vortrefflich in Oel malen und war fertig als Zeichner in Kreide. Als Jäger costumirt, erschien er Abends wohl auch auf einer Kirmeß und tanzte mit den Bauermädeln, proculirte mit den Bauern, die er durch freigebige Spenden des Besten an Getränk betrunken machte, und ehe sie wußten, wer der fürnehme und leutseelige Herr gewesen, war er auf seinem leichten Cabriolet längst schon wieder mit seinem Vallentin verschwunden. Manch' schmucker Dirn berückte er bei solchen Anläßen das Köpfchen, und er traf sie dann oftmals am anderen Tag auf dem stillen, steilen Wege zur Capelle.

Am allerwenigsten Kummer bereitete ihm sein Geschäft, zu dem er durch die Vorsehung bestimmt war. Er legte seine Mißachtung unverhüllt dagegen an den Tag, indem er nur selten zum Zweck von Regierungshandlungen zu sprechen war und die dringendsten Angelegenheiten nur erledigte in Bartelsburg oder auf einem seiner Sommerschlösser, wenn er gerade einmal eine Morgenlaune dazu hatte. Er pflegte nicht den geringsten Verkehr weder mit seines Gleichen noch mit Diplomaten, las keine Zeitung und politisirte niemals, verstand auch in der That kaum die einzelnen Vorgänge des öffentlichen Lebens, mit dem er als einer ihm fremden und unsympathischen Welt so wenig Berührung wie möglich wünschte. Mußte er etwas als Herr und König entscheiden, so verließ er sich auf seinen Instinct, auf seinen treuen Vallentin und seinen ersten Staatsminister, der allein von allen seinen Collegen

und überhaupt von allen Staatsbeamten das Recht freien und unangemeldeten Zutritts zu ihm hatte, — wohlverstanden nur in Bartelsburg. Die übrige königliche Familie bestand aus Verwandten, mit deren meisten der Chef des Hauses wenig Umgang pflegte, am allerwenigsten und ungern mit seinem Neffen, dem präsumtiven Thronfolger, der außerhalb des Staates Bartelsburg in der Armee diente.

Witwulf wäre in einem früheren Zeitalter wahrscheinlich einer der prachtliebenden und ehrgeizigen Despoten geworden, die ihr Vorbild in Ludwig XIV. von Frankreich sahen. Eine für solche romantische Souveränetät höchst ungünstige Zeit hatte ihn anders gestaltet, sein Wesen verkrüppelt und statt zur Entfaltung zur Verbohrung nach innen getrieben. Er konnte zuweilen eben so ritterlichen wie despotischen Launen nachgeben und wähnen, er sei ein Allmächtiger, dem über alles Irdische und alle Sterblichen, wenigstens so weit diese seinem Staate angehörten, Gewalt gegeben sei. Er flog mit einem ungemessenen Stolz oft in die höchsten Regionen und sah dann die mächtigsten der Fürsten allein als ihm ebenbürtig an, bis dann freilich die prosaische Wirklichkeit der Dinge diesem persönlichen Idealismus einen harten Stoß versetzte, und Seine Majestät desto heißblütiger in ihre phantastische Welt, in ihren Pessimismus und ihre Ausschweifungen flüchtete. Witwulf war von einem sonst staatsklugen Vater ohne Liebe und ohne Einsicht, sondern in harter Strenge und fast tyrannischer Abhängigkeit erzogen worden. Man konnte aus diesem Grunde Vieles in seinem Charakter entschuldigen, die mit der Thronbesteigung übermäßig ausbrechende und doch schon gebrochene Kraft sich erklären, wie ihn denn sein Volk, so fremd er ihm war, nicht ungern hatte. Seine glücklichsten Jugendjahre waren diejenigen gewesen, da er als Officier in der Garde von

Bartelsburg diente und in diesem Verhältniß mit dem jungen Freiherrn von Vallentin sein Freundschaftsbündniß für das Leben schloß. Er hatte denn auch dem Officier-Corps, namentlich jener Truppe, eine große Anhänglichkeit bewahrt und nahm gern Veranlassung, sie freigebig zu bethätigen. Wie es Sitte und das hohe Recht der Krone mit sich bringt, war er als König sogleich vom Hauptmann zum Generalissimus emporgestiegen; und liebte er es hin und wieder, sich in die Uniform eines solchen zu werfen und auf weißem Araber sich in seiner vollen militärischen Würde den Truppen und allem Volke zu zeigen, so war er doch Derjenige, welcher am meisten über dieses Prunkspiel des Lebens sich in Spott und Lustigkeit erging.

Mit eigentlicher Bitterkeit geschah dies aber, seitdem der Staat Bartelsburg durch eine unabweisbare politische Nothwendigkeit sich mit anderen benachbarten und stammesgleichen Staaten zu einem Gesammtreich vereinigen mußte, und die Centralregierung desselben dem mächtigsten unter den Königen darin anheim gefallen war. Damit erhielt die Armee von Bartelsburg einen neuen Oberherrn, und König Witwulf kam als ihr angestammter Generalissimus in die zweite Stellung. Er wollte seit diesem Ereigniß von seiner mititärischen Würde nichts mehr wissen, und die ganze Majestät seines Königthums erschien ihm nun überhaupt so widerwärtig, daß er fortan durch Abwendung von allem Ehrgeiz nicht mehr an die Fessel erinnert werden wollte, die ihm auferlegt worden, und daß er noch mehr wie zuvor König bloß für sich und sein Privatvergnügen zu sein suchte.

Wenn es trotzdem in seinem Staate mit der Verwaltung noch nicht zum Schlechtesten stand, so konnte und wollte nicht er das Verdienst davon in Anspruch nehmen; denn die Geschäfte des Staats zu besorgen, lag ja seiner Meinung nach den dazu ernannten Beamten ob; sie hatten

ihre Schuldigkeit zu thun, wofür sie den Kammern verantwortlich waren, — eine Verfassungs-Bestimmung, die König Witwulf als die vernünftigste von allen anerkannte. Denn Bartelsburg war ein constitutioneller Staat, und Witwulf hatte ihn von seinem Vater so ererbt. Ihm war es gewiß niemals eingefallen, Conflict mit seinem Volke zu suchen oder die Verfassung des Landes selbstherrlich zu verletzen, sich mit seinem königlichen Rechte dem des Volkes vorzudrängen. Aber er verachtete die ganze parlamentarische Wirthschaft und die sogenannten constitutionellen Gebote, weil überhaupt Politik und politische Geschäfte ihm zuwider waren. Ließ man ihn nur in Ruhe, so mochte sein Ministerium sehen, wie es das Land regiere und sich mit den Kammern stelle.

Als er mit vierundzwanzig Jahren zur Krone gekommen, hatte er den letzten Minister seines Vater sogleich entlassen, weil er ihn persönlich nicht leiden konnte, und wollte seinem Freunde Vallentin die Regierung übertragen. Doch dieser nahm durchaus kein politisches Amt an und überzeugte den König, daß dazu andere Männer berufener seien. Auch kamen die Kammern mit einer Adresse und baten nach constitutionellem Recht um ein Ministerium aus der Majorität der Volksvertretung. Da nun König Witwulf einsah, daß er nicht einmal die Minister frei seinem Belieben nach ernennen könne, war er boshaft genug, aus der Kammermajorität die allerunbedeutendsten Männer auswählen zu lassen und sie zu seinen Ministern zu machen. Und sie verwalteten ihre Aemter so gut, daß sich wieder das Sprichwort bewährte, mit dem Amt komme auch der Verstand, oder zum Regieren bedürfe es keiner großen Kunst. Inzwischen traten jedoch die großen Ereignisse ein, welche dem souveränen Königreich Bartelsburg eine abhängige Stellung als Staatenglied des neuen Reichs anwiesen; es erfolgten neue Wahlen im Lande

und ergaben eine andere Majorität des Abgeordnetenhauses, die der früheren altbartelsburgischen nur noch die Stellung einer conservativen Opposition ließ. So mußte denn auch das Ministerium gewechselt werden. König Witwulf nahm keinen Anstand, sich darein zu schicken; aber er ließ sich durch Vallentin wieder eine Liste der allerunbedeutendsten Männer der zur Oberherrschaft gelangten liberalen Reichspartei aufsetzen und ernannte darnach das neue Ministerium Grix.

Grix selbst hatte keine Ahnung davon gehabt, zu welcher Ehre er berufen werde. Er galt als ein mittelmäßiger Advocat, der von großem Ehrgeiz getrieben sei, ohne viel leisten zu können. Seit mehreren Jahren war er Abgeordneter und hatte als solcher mehr auf Effect berechnete als inhaltvolle Reden gehalten. Man achtete ihn in der eigenen Partei nicht sonderlich, wozu sein aufdringliches, doppelzüngiges, eingebildetes Wesen noch mehr beitrug. Alle Welt war erstaunt, diesen Mann ohne jedes Verdienst auf den höchsten Posten des Königreichs berufen zu sehen.

Grix fand sich indessen eben so gut in sein Amt als sein ebenso aus dem Dunklen emporgezogener Vorgänger. Er war nun schon mehrere Jahre erster Minister und hatte es verstanden, sich im Lande zu einem gewissen Ansehen zu bringen, mehr weil er durch seine reichsfreundliche Politik die altbartelsburgische Partei erbitterte, als daß er mit seinem Liberalismus etwas Tüchtiges leistete. Seine liberale Regierung war im Gegentheil mehr Schein als Wahrheit, und seine herrische Natur hatte schon oft, seitdem er sich fest auf seinem Posten sah, allgemeinere Mißbilligung im Lande gefunden. Dem Könige hatte sich der eitle, ehrsüchtige Mann gleich von Anfang seiner Stellung an mit Schmeicheleien und Klatschereien aufgedrängt, und schließlich überwand Witwulf den Widerwillen

darüber und behandelte ihn, was ihm als eine besondere Genugthuung erschien, nicht viel besser wie einen Kammerdiener. Er gebrauchte ihn zu seinem Amusement, und wie tief auch Grix oftmals sich dabei erniedrigt sah, sein niedriger Charakter ließ dies Alles um der Eitelkeit wegen geschehen, als einer der Vertrauten des Königs zu gelten und bei Hofe als solcher eine Rolle spielen zu können. Er lernte in der hier eingeführten Art zechen und nachtschwärmen, weil er dadurch dem Könige am nächsten zu stehen glaubte und im Umgang mit den Cavalieren und den Damen der geschlossenen Kreise Seiner Majestät sich als etwas dünken konnte, was er gern sein wollte, und sich darüber mehr einbildete, als er Ursache hatte. Ihm war dies Letztere durch derbe Lehren schon genugsam verständlich gemacht worden; aber Grix, verstand er es gleich, glaubte darauf doch kein Gewicht legen zu dürfen. Dies war auch bezüglich des Abenteuers der Fall, in welches er durch des Königs und Vallentin's Boshaftigkeit im Club der Garde-Officiere gerathen. So übel man ihm, der einen Streich gegen den Club zu führen hoffte, dort mitgespielt hatte, er fühlte sich nachträglich wirklich mehr geehrt als geärgert darüber; denn, dachte er, der Spott mit dem Adelspatent gewöhne immerhin auch den König an die moralische Verpflichtung, ihm durch Erfüllung seines heißesten Wunsches nach einem stolzen Wappen für die erlittene Kränkung eine Genugthuung zu bieten. Außerdem war seine Intrigue fertig, um sich an dem übermüthigen Lieutenant Wetter von Stein rächen zu können. Grix besaß den Scharfblick, um dergleichen mit Geschick zu planen, und er hoffte, diesmal nicht überlistet zu werden. So erwartete er denn an diesem Abende im Wintergarten sein besonderes Vergnügen.

VI.

Als der Minister Grix vor zehn Uhr den Wintergarten betrat, fand er daselbst schon Einige von der Gesellschaft, die sich hier einstellen durfte. An den kleinen Marmortischen im Mittelkreise saßen mehrere Herren und Damen und tranken Champagner, unter ihnen Prinz von Wendheim, ein Vetter des Königs und am meisten von allen Verwandten mit diesem befreundet. Er war ein regelmäßiger Besucher dieser Abende, und als ein zwar schon alter, aber geistreicher und freigebiger Lebemann besonders der Günstling der Damen aus der Theaterwelt. Seine Nachbarin, die sich vertraulich mit ihm unterhielt, war denn auch eine allerliebste Tänzerin des königlichen Balletcorps, welche unter allen ihren Colleginnen sich der dauerndsten Zuneigung des Königs rühmen durfte.

Grix beachtete diesen Cirkel nicht, wie man in demselben auch von ihm so gut wie keine Notiz nahm. Er hatte bereits die einsam auf einer Bank in einem entlegenen Bosquet sitzende Frau von Ottenhof erblickt, und er war sogleich auf sie zugeschritten, wie wenn er sich die Gelegenheit nicht wollte entgehen lassen, allein mit ihr zu reden. Mit süßlichem Lächeln begrüßte er die schlanke, wohl noch schöne Frau, die ein so ernstes, stolzes Gesicht machte, als wenn sie nicht wisse, wo sie sich befinde, deren Kleidung außerdem durch eine strenge Einfachheit sich gegen die der anderen Damen auszeichnete.

Ohne Weiteres setzte er sich neben sie, machte eine sehr diplomatisch-pfiffig sein sollende Miene, holte dann seine goldene Dose, Geschenk des Königs, hervor, und, mit dieser in den Händen spielend und zuweilen einen Blick auf Frau von Ottenhof werfend, sagte er:

„Sie haben sich doch beklagt?“

„Natürlich,“ entgegnete sie, seine Gedanken errathend,

lebhaft, und eine sittliche Entrüstung suchte in ihren dunklen Augen Platz zu greifen.

„Und was sagte der König?“ fragte Grix weiter, indem er eine Prise nahm.

„Er lachte.“

„Das konnte ich mir denken!“

„Aber Sie, Excellenz,“ rief sie jetzt gereizter und mit einem Anflug von Spott, „können Sie denn eine solche Frechheit nicht verfolgen?“

Grix zuckte mit den Achseln. „Wenn ich es wollte, Seine Majestät würde mir nicht Dank dafür wissen. Sie wissen, der König liebt so etwas. Vergessen Sie also den Vorfall.“

Frau von Ottenhof, die das Vestalin-Gedicht auf sich nicht vergessen konnte, erwiderte nach einer kleinen Pause etwas hämisch: „Und daß man Sie selbst in dieser Art aus derselben Gesellschaft zu verhöhnen wagt? . . . Meine Kammerfrau hat mir heut früh schon davon erzählt.“

„So, hat sie,“ bemerkte Grix so unbefangen als möglich.

„Sie konnte sogar einen abscheulichen Refrain auf Sie, Excellenz, singen. Sind Sie nicht empört darüber?“

„Ich? — Nein! Es ist ein Witz, den ich mir gefallen lasse. Er würde nichts bedeuten, wenn er nicht einen Grund hätte.“

Frau von Ottenhof lächelte überlegen. „Ah ja,“ sagte sie, ihr Haupt vornehm neigend, „Sie erwarten, einmal Baron oder Graf zu werden!“

„Hm, eher allerdings als Sie eine — Vestalin.“

Sie biß sich auf die Lippen wegen dieser Bosheit; dann aber sprach sie mit einer unschuldig frommen Miene: „Lassen wir dies. Ich denke, wir kränken uns nicht gegenseitig. Ich wenigstens glaubte, auf Ihre Hilfe rechnen zu dürfen.“

„Hilfe?“ fragte er und schielte lauernd zu ihr hin. „Hilfe? Gegen wen? Wozu, Madame?“

„Mein Gott, ich möchte doch mich rächen an diesen Gardeofficieren.“

Grix gab einen Ton von sich, als begreife er sie in tieferer Theilnahme.

„Warum nicht?“ entgegnete er. „Ich wüßte gerade eine hübsche Gelegenheit dazu.“

Frau von Ottenhof fing Feuer bei diesen Worten. Sie legte ihre vornehme Zurückhaltung ab und ihren Arm traulich auf den seinigen.

„Sie werden mir mehr mittheilen?“ bat sie ihn, und ein verheißender Blick entfloh ihren Augen. So schnell dies auch geschah, der Prinz, welcher heimlich das Paar auf seinem Platz beobachtete, hatte es dennoch bemerkt.

„Ah,“ flüsterte er der Tänzerin zu, indem er nach dem Bosquet deutete, „Jenny, siehst Du nicht?“

Jenny warf gleichgiltig eine Rose, die auf dem Tisch lag, in die Höhe, so daß sie in dem elektrischen Licht, welches den oberen Raum durchfluthete, zu erglühen schien.

Grix setzte sein Gespräch mit Frau von Ottenhof, um deren Liebe seine Eitelkeit buhlte, inzwischen zudringlicher fort und sagte: „Sie lohnen es mir, Adele?“ während er ihre Hand drückte.

„Reden Sie, mein Freund,“ und ein Gegendruck machte ihn ihr schon ganz ergeben. Er erklärte weiter: „Der König hat zu heut Abend einen neuen Gast geladen.“

„Nun?“

„Er ist einer dieser Gardeofficiere aus dem Club.“

„Sein Name?“

„Wetter von Stein. Er macht sehr witzige Verse.“

„O, ich verstehe!“ rief sie, und es flammte wild in ihren schwarzen Augen. „Er ist's.“

„Er kommt direct von seinem Verlobungsfest hierher.“

Sie sah ihn forschend an, als ahne sie einen vorbereiteten Plan des Ministers.

„Noch verstehe ich nicht,“ flüsterte sie.

Grix lächelte faunisch; dann fuhr er fort: „Wenn sich dieser junge Mann verlobt hat, so besitzt er eine Braut.“

„Allerdings,“ warf sie in Spannung und Ungeduld ein.

„Diese Braut ist Fräulein Eveline Meubring; sie gilt für sehr hübsch, sehr interessant.“

„Nun ja, was ginge dies mich an?“

„Ich dächte doch,“ sagte er und ließ dann eine Weile seinen Blick auf ihren Augen ruhen, als wolle er die Wirkung seiner ferneren Mittheilung sofort darin lesen. „Wenn man es verstände, den König auf diese Braut begierig zu machen!“

Er hielt inne; sie gab ihren Athem in einem hörbaren Ausstrom frei. Es war wie ein Seufzer, und mit einem letzten Zweifel fragte sie dann: „Wie? Sie beabsichtigen doch nicht?“ . .

Wieder sah sie unschuldsvoll aus, demüthig fast, indessen sie den Gedanken des Ministers sich in tückischer Befriedigung schon zu eigen machte.

„O,“ fuhr er fort. „Es wird Ihnen eine Freude sein, Adele, dem Könige sich wieder verpflichten zu können.“

„Meinen Sie?“

„Sie erwecken den Appetit nach dieser schönen Braut eines Leichtsinnigen.“

„Ich?“

„Dann machen Sie eines Abends, vielleicht schon in den nächsten Tagen, Fräulein Meubring hier die Honneurs. Weshalb immer die armen Ehemänner heimsuchen? Setzen wir an deren Stelle einmal einen Bräutigam.“

„Sie haben sich dies überlegt, Excellenz?“ fragte sie nachsinnend.

„Pah,“ rief er und gab sich den Ton eines blasirten Gecken. „Sie machen sich nur einen Scherz, wie man sich einen mit Ihnen gemacht hat. Der König ladet sich den Bräutigam ein, — wie zuvorkommend wäre es von Ihnen,

Adele, wenn Sie ihm auch die Braut zuführen? Das wäre vielleicht neu, jedenfalls piquant. Ich wette, der König wird's Ihnen danken. Sorgen Sie nur dafür, daß ihm heut der Wein gut schmeckt. Ich werde Ihnen dann zur rechten Zeit das Stichwort geben."

Da mehrere andere Gäste kamen, erhob er sich und überließ Frau von Ottenhof einige Augenblicke sich selbst.

Unterdessen hatte sich der Prinz sichtlich für dies Gespräch im Bosquet interessirt. Mit seinem Glas vor dem einen Auge beobachtete er die Beiden, indem er dabei nachlässig sich im Stuhl schaukelte.

„Ich wette, die hecken etwas aus," sagte er zu seiner Umgebung.

„Wohl bekomm's ihnen!" rief Jenny und trank den Inhalt ihres Glases aus. „Kümmern wir uns nicht um diese Heimlichkeiten; machen wir lieber ein Spielchen! Eine Bank, Prinz!"

Eine allgemeine, lebhafte Zustimmung, namentlich der umsitzenden anderen Damen vom Ballet, verstärkte die Aufforderung, und der Prinz weigerte sich auch nicht. Er befahl dem Diener, Karten und Talon zu bringen; darauf legte er eine stark gefüllte Börse vor sich hin, und, die funkelnden Goldstücke aus derselben ausschüttend, sagte er, sie Jenny mit Wohlgefallen zeigend: „Ganz neu von der Münze."

„Wie hübsch," rief sie aus und reichte ihm aus ihrem kleinen Portefeuille eine Banknote. „Wechseln Sie mir doch, Prinz! Seien Sie mein Privatbankier."

Der Diener brachte Karten und Talon, den einer der Cavaliere ausbreitete. Schnell waren die einzelnen Felder desselben mit Goldstücken belegt. Prinz Wendheim hatte inzwischen Jenny die Banknote gewechselt; auch sie hatte gesetzt, und er zog nun die Karten mit Eleganz ab.

„Gewonnen!" stieß Jenny bald darauf aus. „Bleibt auf dem Buben!"

Das Spiel ging fort, die Tänzerin verlor.

„Sie sind mit dem Satan im Bunde,“ knirschte sie zornig darüber.

Der Prinz tröstete sie lächelnd: „Wer wird auch einem Buben trauen!“

„Also die Dame!“ Und Jenny schob bei diesen Worten den Rest ihres Geldes hin.

„Das ist ja noch schlimmer!“ glossirte der Prinz, weiter abziehend.

Gold rollte hin und her; man gewann, man verlor. Die Leidenschaft der Einen wuchs, die Gemüthsruhe der Anderen blieb. In den langen Kelchgläsern, die hier beliebt waren, perlte der goldene Schaumwein. Das Klingen des Goldes, das Rascheln der lebhaften Bewegungen, die einzelnen Ausrufe der Freude oder des Verdrusses, ein Witz aus diesem Munde, ein kleiner Fluch aus jenem, das Hin- und Herwogen der weißen, weit entblößten Busen dieser Gruppe junger Mädchen von und nach dem Centrum des Spielkessels: — dies Alles verlieh bei dem matten, rosigen Licht der Ballons zwischen dunklem Grün und leuchtenden Blumen, unter der blendenden Helle, in der oben die Palmenkronen erstrahlten, dem Treiben um des Prinzen Tisch etwas Magisches und zog mehr und mehr die anderen Gäste des Wintergartens heran.

„Die Dame,“ neckte der Prinz, als er diese Karte für sich umschlug. „Ah!“ Und er zog das darauf stehende Gold ein.

„Abscheulich,“ rief Jenny in komischem Ausdruck des Verdrusses. „Ich bin geplündert.“ Sie warf sich in ihren Stuhl zurück und ließ unter der weißen Robe ihr zierliches Bein in fleischfarbenem Tricot ungenirt hervorblicken. Man konnte daraus erkennen, daß sie nach der Vorstellung nur ein langes Unterkleid über ihr Theatercostüm geworfen, um sich darin nach dem Wintergarten zu begeben.

Prinz Wendheim reichte ihr eine Hand voll Goldstücke. „Hier Jenny,“ sagte er dabei. „Verschreib' Dich damit dem Satan!“

Sie nahm das Gold und erwiderte schalkhaft: „O Prinz! Das sind doch nicht Sie?“

„Warum nicht?“ warf er hin.

Das Spiel ging weiter. Man gewann, man verlor; das Gold rollte hin und her.

Die Gräfin von Gallen war inzwischen erschienen. Ihre neue Toilette bestand aus einem Mieder und einem Kleide von prächtig blauer Farbe, die Aermel von weißem Barège. Sie glich so und mit dem seltsamen Kopfputz einer Libelle, und wie eine solche bewegte sie sich auf dem gewundenen Kiesweg durch den Rasen. Sie traf auf den Minister, der wieder mit Frau von Ottenhof zusammen ging.

„Welche Ueberraschung!“ rief sie, ihn streifend, mit einem Ausruf ihm zu. „Sie einmal wieder hier, Excellenz?“

Grix machte eine Verbeugung und entgegnete so höflich, als er es konnte: „Wie schmeichelhaft, daß Sie mich sonst vermißt haben.“

Die Gräfin hatte auf seine Antwort nicht gewartet, sondern an Frau von Ottenhof einen ceremoniösen Gruß mit dem niedlich-boshaftesten Gesicht gerichtet.

„Und auch Sie, Frau von Ottenhof? Man wollte schon wissen, Sie bereiteten sich auf den Eintritt in ein Kloster vor.“

„Wirklich,“ erwiderte diese spitz und den Kopf stolz zurückwerfend. „Wollte man dies wissen?“

„Ich glaubte nicht daran, Gott bewahre, — ich nicht! Und in der That, da habe ich nun die Ehre, Sie wieder in dem Tempel der Vesta zu begrüßen.“

„Tempel der Vesta!“ lachte der Prinz, der bei seinem Spiel doch Alles sah und hörte, heraus. „Sehr gut.“

Frau von Ottenhof war auf eine Bosheit ihrer neuesten Nebenbuhlerin gefaßt gewesen.

„O,“ parirte sie mit vornehmer Haltung, „wo anders sollte ich auch das Vergnügen haben, Ihnen zu begegnen, Frau Gräfin?“

„Nicht wahr?“ höhnte diese. „Die echte Tugend gleitet nirgends aus, und man kann ihr überall begegnen, ohne daß sie sich fürchtet.“

Damit machte sie eine graciöse Wendung und hüpfte an den Spieltisch. Die Ottenhof aber sagte triumphirend zu dem Minister: „Ihr Hohn verräth ihren Aerger, mich hier zu sehen.“

Als Prinz von Wendheim die reizende, verführerische Gestalt der Gräfin sich nahen sah, winkte er ihr mit der Hand wie ein alter Freund zu.

„Setzen Sie sich, Gräfin,“ lud er sie dann ein und rückte einen leeren Stuhl dicht neben sich. „Sehen Sie, wie meine Arbeit bezahlt wird!“

Er deutete dabei auf den Haufen Gold, der vor ihm lag.

„So spielen Sie glücklich, Hoheit?“ antwortete sie, sich zu ihm setzend.

„Der Prinz macht uns Alle zu armen Leuten,“ klagte Jenny, und die anderen Spielerinnen stimmten ihr sehr beeifert zu.

Die Gräfin zog ihre perlengestickte Börse, nahm eine Hand voll Goldstücke daraus und vertheilte sie auf den Talon mit den Worten:

„Tod dann seinem Glück! Greifen wir es an; das Glück ist feige.“

„Allianz!“ rief die Tänzerin, der Gräfin zutrinkend.

„Sie gerathen ganz in meine Gewohnheiten, liebe Jenny,“ erwiderte die Letztere. „Mir bekommt solch ein Abend nicht, wenn ich nicht gespielt habe.“

„Mir noch weniger, Gräfin, wenn ich immer verliere.“

Kaum hatte die Tänzerin dies Geständniß abgelegt, als der Prinz ihren Satz einstrich. Sie ergriff unwillkürlich seinen Arm, und es entfuhr schmerzvoll ihren schön geschwungenen Lippen: „Ach, Hoheit!“ Sie blickte dabei ihrem verlorenen Golde wehmüthig nach.

Die Hoheit amüsirte sich darüber und schob ihr wieder die Banknote hin, die sie zuerst bei ihm gewechselt.

„Nur keine Verzweiflung, Jenny!“

„Nein, Prinz, Sie trösten mich ja! Bitte, wechseln Sie mir!“

Sie gab das Papier zurück, erhielt Gold und pointirte damit von Neuem. Sie hatte kein Glück an diesem Abend, aber auch die zuversichtliche Gräfin nicht.

„Sehen Sie,“ sagte daraufhin Jenny zu ihr; „er ist heut nicht zu fassen. Er ist unbesiegbar!“

Die Gräfin wurde leidenschaftlich.

„Ich halte auf den König — zehn Kronen, Prinz!“

„Das ist zu viel,“ glossirte dieser und zog ab.

„Ach, auch die Könige haben ihre Launen!“ philosophirte die Tänzerin mit einem Seufzer.

„Wahrhaftig! Es ist kein Verlaß auf ihn,“ schmollte die junge Frau, als sie sich wieder in ihren Erwartungen auf einen Treffer getäuscht sah. „Gleichwohl, es lebe der König!“

Sie setzte noch einmal zehn Kronen darauf. Das Spiel ging weiter. Man gewann, man verlor.

Unterdessen entstand eine ungewöhnliche Bewegung im vorderen Theil des Wintergartens. Hauptmann Graf Germersdorf war mit seinem Schützling, den er unten im Vorsaal erwartetet hatte, gekommen. Sofort hatte Grix ihn der Frau von Ottenhof als den Erwarteten bezeichnet.

„Der?“ sprach sie wie zu sich selbst und faßte ihn scharf in's Auge. „Ein Zögling des würdigen Germersdorf, scheint's.“

Der würdige Germersdorf schritt gerade auf sie los und stellte ihr seinen Lieutenant, Franz Wetter von Stein, vor.

„Gnädige Frau," sagte er dabei. „Auf besondere Einladung Seiner Majestät erscheint mein junger Freund heut wie zur Verherrlichung Ihrer Rückkehr in unseren Freudenbund nach so langer Abwesenheit."

„Seine Majestät ist bekannt, durch angenehme Ueberraschungen zu verpflichten," erwiderte sie, und, sich darauf zu Franz wendend, gegen welchen sie eine wohlwollende Sanftmuth in ihrem Antlitz auszudrücken wußte, setzte sie hinzu: „Nicht jeder Abend hier ist aber gleich glücklich für Alle, Herr von Stein; es ist auch hier wie überall Enttäuschung möglich."

Germersdorf strich sich seinen langen, blonden Bart und brummte etwas hinein. Franz, der mit dem Eintritt in den entzückenden Wintergarten sich vorgenommen hatte, die ernste Stimmung zu verleugnen, die auf dem Wege von des Ober-Baudirectors Wohnung sein Gemüth in bisher ihm ungekannten Reiz erfüllt, suchte den gewohnten sicheren Ton anzuschlagen.

„Was an mir liegt, gnädige Frau," gab er zur Antwort, „so werde ich meines Theils trachten, daß die Schuld einer solchen Enttäuschung nicht etwa auf mich falle."

Er verneigte sich, und Germersdorf stellte ihn dem Minister vor. „Dieser Herr dürfte Dir nicht so unbekannt sein."

Der Minister sah keinen Grund, dem Spötter von gestern zu verrathen, daß er ihm etwas nachtrage. Er that sehr erfreut, als er Franz begrüßte: „So haben Sie Ihr Fest wirklich verlassen?"

„Wie ich versprach, Excellenz."

„Nun, ich denke, die Fortsetzung hier wird etwas dazu passen. Viel Vergnügen, Herr von Stein!"

Graf Germersdorf entführte denselben weiter hin zu

dem Tisch, wo Prinz von Wendheim seine Bank hielt. Der Prinz selbst hatte ihn natürlich längst gesehen; er kannte ihn nicht und war deshalb erstaunt gewesen über diesen Besuch. Auch Jenny fiel derselbe auf.

„Ein schöner Officier," rief sie aus, „der wird Glück haben." Dann aber verfolgte sie ihr Spiel weiter.

Nicht so die Gräfin. Als sie Franz erblickte, gerieth sie aus ihrer Verwunderung darüber bald in eine freudige Erregung, und dieselbe überwog so sehr ihre Leidenschaft für das Spiel, daß sie nach dem Verlust der neuen zehn Kronen auf dem König nicht mehr setzte, sondern nur noch den schönen, jungen Mann mit ihren Augen verschlang. Sie erbebte leicht, als er an den Tisch herankam.

„Meine Damen und Herren," führte ihn Germersdorf mit seinem guten Humor in diesen Kreis ein, „ich habe die Ehre, den abwesenden Hofmarschall zu spielen und Ihnen Herrn Franz Wetter von Stein als unseren Festgenossen zu empfehlen."

Er stellte die einzelnen Personen vor: „Seine Hoheit, Prinz von Wendheim . . . Willst Du spielen? Hier hast Du die angenehmste Gelegenheit, Dein Geld los zu werden."

„Auch dies Handwerk hat einen goldenen Boden," scherzte der Prinz, indem er den Lieutenant leutseelig begrüßte.

Germersdorf fuhr in Ausübung seines Amtes fort und zeigte auf die Tänzerin.

„Unsere Jenny, das liebe Kind, prima ballerina, — kennst sie doch! Aber Du wirst sie hier von neuen Seiten kennen und lieben lernen. In mancher schweren Schlacht gegen die Geister in diesen Batterien," — er meinte die Champagnerflaschen, — „hat sie tapfer mit uns gekämpft, und sie weiß es hier fertig zu bringen, auch auf einem Vulcan zu tanzen."

„Herr Hauptmann,“ wehrte Jenny coquet, „was soll der Herr Lieutenant von mir denken?“

„Na, wahrhaftig das Beste!“

„In der That, Fräulein,“ nahm nun Franz, um dieser ihm wenig erquicklichen Scene ein Ende zu machen, das Wort; „der wackere Graf Germersdorf hat wie von einem braven Cameraden gesprochen. Ich bin Soldat wie er und verstehe ihn.“

Um doch nicht gar zu zurückhaltend zu scheinen, fügte er dann, so wenig es ihm auch aus dem Herzen kam, hinzu: „Sie spielen? Und ist Ihnen das Glück im Spiele hold?“

„Das könnte ich nicht sagen! Nennen Sie mir einmal eine Karte, Herr von Stein!“

„Die Dame!“ entsprach er Jenny's Wunsch.

„Die Dame? Nun gut, weil Sie ihr etwas zutrauen.“ Sie warf ihren kleinen Rest von Gold auf die Dame.

Franz konnte nicht weiter Acht auf den Gang des Spiels nehmen; denn der Hauptmann lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Gräfin von Gallen, die im Unmuth über die so lange Zögerung bereits mit dem Füßchen gestampft hatte.

„Und Sie, Frau Gräfin! Ich darf Sie doch mit einem so braven Jungen wie meinen Lieutenant hier besonders bekannt machen?“

Da sie kurz zuvor auf dem Verlobungsfest als eine Befreundete der Frau von Meubring dem Brautpaar ihre Glückwünsche dargebracht hatte, so erkannte Franz sie sogleich wieder. Er bemeisterte indessen seine Verlegenheit darüber und verneigte sich vor ihr.

„Frau Gräfin von Gallen!“ sagte er, um sie nicht im Ungewissen zu lassen, daß er sie nicht verleugnen wolle.

Sie ihrerseits gab sich in der natürlichsten Weise.

„Das ist ja ein für mich völlig unverhofftes Wiedersehen, Herr von Stein!“ begrüßte sie ihn mit verführerischer Lieblichkeit des Ausdrucks im jugendlichen Antlitz.

„Wiedersehen?“ fragte Germersdorf betroffen. „Also Du kennst schon dieses liebe, ungezogene Dämchen, dieses räthselhafte Wesen, halb Engel, halb Teufel? Desto besser!“

Und damit überließ er Beide sich selbst und wandte sich an ein paar Herren an einem andern Tisch.

Franz wäre am liebsten unter dem Schutz des Hauptmanns geblieben. Er vermochte eine ihm sonst fremde Befangenheit nicht abzuschütteln, und während eine so reizende Frau, die gar kein Hehl aus ihrem Wohlgefallen an ihm machte, bis vor einer Stunde noch gewiß seine Sinne erregt und ihn eroberungslustig gestimmt hätte, wäre er jetzt am liebsten ihr davongelaufen. Das holde Bild Evelinens schwebte ihm noch vor Augen, und seine Gedanken waren bei ihr. Sie hatte wie mit Feenmacht den alten Leichtsinn in eine keusche Leidenschaft der Liebe zu ihr gewandelt.

Die Gräfin ließ ihn nicht entrinnen.

„Nun,“ zog sie ihn in ein Zwiegespräch, indem sie bemüht war, sich mit ihm aus dem Mittelkreise nach einem der Bosquets im hinteren Theil des Gartens zu begeben, „wenn Graf Germersdorf Recht hätte, — für welche Hälfte von mir entschieden Sie sich?“

Die Frage wurde von ihr mit so anmuthigem, herausforderndem Muthwillen gestellt, daß der junge Mann sich wider Willen lebhafter interessirt fühlte.

„O, Frau Gräfin,“ sagte er dennoch ausweichend, „die eine wird so reizend wie die andere sein.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Bin ich Teufel, und ich habe am Ende von dessen Blut — Gott weiß, woher! — so freue ich mich über meine Laster, spiele tolle Streiche, verfolge, hasse, schmähe, lüge, verleumde und lache ohne Mitleid über ein Unglück, welches ich anrichte.“

Da sie bemerkte, wie betreten dies Geständniß ihren Begleiter machte, setzte sie lächelnd in unnachahmlicher

Kindlichkeit hinzu: „Ich kann nicht dafür, Herr von Stein; es liegt so in meiner Natur!“ Sie sah ihn halb träumerisch, halb schelmisch dabei an.

„Aber,“ suchte er mit ihr über dieses Thema zu Ende zu kommen, „wenn Sie ein Engel sind?“

„Dann — dann bin ich gut, hingebend, lustig, witzig, gefühlvoll, — mit einem Wort liebenswürdig; dann liebe ich!“ Und wieder brach sie ab und vertauschte den Ton tiefer Innigkeit mit dem frivolen Uebermuths: „Ich habe eine fatale Empfänglichkeit dafür!“

„Wahrhaftig, Sie sind offenherzig,“ bekannte er.

„Nicht wahr?“ sagte sie traulich und lockte den jungen Mann damit weiter in diese prickelnde Unterhaltung. Er ließ sich ohne Arg auf den plätschernden Wellen derselben treiben.

„Gewiß,“ meinte er, „fehlt es Ihnen dann auch nicht an Liebe?“

„Hm, nein und ja. Ich habe ein großes Herz, ich kann nicht dafür. Und wie leicht nutzt sich die eine Liebe ab! Ach, wie wird sie einfältig, wenn sie nicht mehr reizend ist! Meinen Sie das nicht auch, Herr von Stein?“

„Ich bin in der That ganz Ihrer Meinung;“ — er wußte nichts Besseres zu sagen.

„Ich nahm es auch an,“ fuhr sie in dämonischer Lust an ihrem Spiel mit dem jungen Officier fort; „und was wählen Sie nun? den Engel oder den Teufel?“

Dieser neue Anfall verwirrte Franz; doch sah er ein, daß er sich am leichtesten mit der coquetten Libelle abfinde, wenn er sie zu keinem Widerspruch reize.

„Welche Frage!“ sagte er deshalb in leichtem Scherz, „den Engel!“

Sie hatte eben dem ihr begegnenden Diener ein Glas Champagner vom Tablet genommen und richtete mit ihren Blicken eine Aufforderung an Franz, sich ebenfalls ein Glas zu nehmen. Er that es.

„Auf die Liebe, Herr von Stein!“ rief sie nun lustig und hielt ihm ihren Kelch voll schäumenden Weines hin.

Er stieß an.

„Auf die Liebe, Frau Gräfin!“ wiederholte er, die Gedanken zu seiner Braut hinschweifen lassend.

Sie leerte ihr Glas in einem Zuge, er mußte schon dasselbe thun. Dann trat sie dicht zu ihm heran, und ihr Athem berührte seine Wange, als sie nun flüsterte:

„Als ich Sie heut Abend am Arm von Fräulein Meubring sah, — wie konnte ich ahnen, Sie noch hier zu treffen?“

Ein Blutstrom schoß in seine Stirn. Er fühlte etwas wie Zorn und Schaam über die Rolle, die ihm die Gräfin aufnöthigte. Kaum bezwang er sich, um die Worte hervorzustoßen:

„Ein sonderbarer Zufall hat es so gewollt.“

Zum Glück trat jetzt der König ein, und dies schnitt ein Gespräch ab, dem Franz eben gewaltsam entfliehen wollte.

VII.

Witwulf II. trug ein braunsammtenes Jaquet, eine Weste von demselben Stoff und schwarze Beinkleider. Auf dem Haupt mit dem kurzlockigen, dunkelblonden Haar saß ein scharlachrother, türkischer Fez mit hellblauer Troddel, der seinem gedunsenen, von dichtem, langen Vollbart umrahmten Antlitz mit den kleinen, müde blickenden Augen ein sultanisches Aussehen verlieh. Mit ihm zusammen war Freiherr von Vallentin gekommen, ähnlich gekleidet, nur ohne Kopfbedeckung, die er, wie alle Uebrigen, nebst dem Paletot im Vorsaal am Aufgang der Treppen abgelegt hatte.

In gewohnter Art bildete der Eintritt des Königs das

Zeichen für die Gesellschaft im Wintergarten, sich auf dem Mittelplatz desselben zu versammeln und zu warten, wen Seine Majestät an ihren Tisch zu befehlen geruhen werde. Die Gräfin von Gallen hatte deshalb ihren Weg dahin zurückgenommen, und ihr war Franz gefolgt. Im Uebrigen fanden keine etiquettevollen Ceremonien statt, und auch das Spiel brauchte nicht unterbrochen zu werden; der König liebte sogar, öfter selbst einige Karten zu halten.

Er näherte sich mit Vallentin lebhaften Schrittes dem Kreise und sah so heiter aus, als es die Genossen seiner ausgelassensten Gemüthlichkeit nur wünschen konnten. Minister Grix befleißigte sich, ihm entgegen zu kommen und der Erste zu sein, den die Sonne der allerhöchsten Lust bescheine.

„Ah, Majestät . . .“ sagte er, ihn in einer merkwürdigen Mischung von Ehrerbietung und Vertraulichkeit bewillkommnend.

Der König nickte ihm zu und ging dann gleichgiltig weiter. Freiherr von Vallentin aber schnarrte ihm im Anstreifen zu: „Habe die Ehre!“

Grix folgte darauf seinem Allergnädigsten, wie wenn er die erwartete Auszeichnung desselben wirklich erhalten hätte. Der alte Sünder bestrebte sich, in sein kaltes, knochiges Gesicht einen Zug jugendlichen Uebermuths zu legen, wodurch es allerdings eine wenig angenehme Verzerrung erhielt.

Witwulf hatte sofort Franz in seiner Uniform erkannt. Er ging auf ihn zu und sagte freundlich: „Sie haben Wort gehalten, Herr Wetter von Stein. Nicht mehr als billig, daß ich auch das meinige einlöse.“

„Majestät,“ erwiderte dieser lebhaft, „Ihr Befehl!“

„Gut, gut; ich versprach Ihnen einen lustigen Abend. Sie haben mir ein Opfer gebracht, — um so weniger sollen Sie sich enttäuscht sehen.“

Grix drängte sich wieder heran.

„Herr von Stein hatte wohl Grund, die Einladung Eurer Majestät sehr ernsthaft zu nehmen . . . .“

„Ernsthaft?“ unterbrach ihn Witwulf. „Lassen Sie das dumme Wort weg, Grix. Hier ist nichts ernsthaft, das wissen Sie ja. Hier soll man lachen,“ wandte er sich dann zu Franz, „scherzen, trinken, das Leben in vollen Zügen genießen. Das heißt herrschen, wer versteht zu lachen, so denk' ich, und so handle ich.“

Jenny präsentirte ihm mit einem Knix ein Glas perlenden Champagners. Er nahm es und leerte es schnell.

„Na, Mäuschen,“ dankte er ihr darauf und drückte ihr das Kinn, „gute Laune?“

„Bald hätte sie mir der Prinz verdorben,“ antwortete sie mit schelmischem Schmollen.

„So? Hast wohl verloren?“ lachte der König.

„Und ich spiele dabei so vernünftig.“

„Was? Wie machst Du denn das?“

„Mein Grundsatz ist, Majestät, daß ich aufhöre, so wie ich gewonnen habe.“

„Und gewinnst Du oft?“

Sie sah ihn trübseelig an, und ihr Lockenköpfchen schüttelnd, entgegnete sie in drolliger Betroffenheit: „Niemals!“

Witwulf lachte laut auf; der Prinz, der sich vorher in leichter Verbeugung erhoben und dann wieder an seine Bank und seinen Goldhaufen gesetzt hatte, lachte; Vallentin lächelte, Grix desgleichen, und auch alle Uebrigen äußerten ihre Heiterkeit über das „Mäuschen.“

Der König reichte seinem älteren Vetter die Hand.

„Du bist also heut glücklich?“

„Es macht sich,“ sagte der Prinz und tupfte wie zur Erläuterung mit dem Finger auf sein gewonnen Gold.

„Da sieht man wieder, daß man dazu nicht der beste aller Menschen zu sein braucht,“ lachte der König.

„Wozu, Majestät?"

„Um glücklich zu sein."

„Und doch bin ich es."

„Was, Wendheim!" scherzte der allergnädigste Vetter. „Kannst Du solche Bescheidenheit verantworten?"

„Sehr leicht," versetzte der Prinz, indem er mit der flachen Hand über sein kahles Haupt strich.

„Erkläre mir dies einmal!"

Der Prinz machte eine ernsthafte Miene und sagte: „Ich nehme an, daß diese Welt nun wirklich die beste aller Welten ist. Dann ist mir Europa offenbar der beste Theil dieser Welt und darin das Königreich Bartelsburg wieder das beste Stück nach meinem Geschmack. In Bartelsburg gefallen mir meine Herrschaften und mein Palast in der Residenz am besten, ich bewohne in demselben die besten Zimmer, habe den besten Koch, verbringe jeden Tag nach meiner Ansicht am besten, — da müßte doch alle Logik eitel Lüge sein, wenn ich darnach mich nicht selbst für den besten Menschen auf Erden gelten lassen müßte, der es verdient, glücklich zu sein."

Witwulf war über eine solche Philosophie der Glückseeligkeit, die das Gegentheil der seinigen bildete, einen Moment förmlich betroffen. Dann lachte er hell auf:

„Du hast Recht, Wendheim! Wahrhaftig, ich muß bei Dir Unterricht nehmen!" Und dabei drehte er sich schnell auf seinem Stiefelabsatz herum.

Er sah sich gegenüber die Gräfin Gallen, wie sie eben von Neuem den Lieutenant von Stein in ihr Netz zu fangen sich bemühte.

„So, so!" rief der König darüber aus. „Sie haben Herrn von Stein die Honneurs gemacht, Gräfin? Das ist hübsch von Ihnen. Verführen Sie mir nur den jungen Mann nicht!"

„Ach, wenn ich dies könnte!" entgegnete der Kobold mit einem Seufzer darauf.

Witwulf drohte ihr mit dem Finger und wandte sich der Frau von Ottenhof zu, die in bescheidener Haltung bei Seite stand.

„Sie waren heut früh sehr übler Laune, liebe Ottenhof; aber ich sehe, diese häßliche Wolke ist von Ihrer Stirn.“

Sie verbeugte sich höchst höfisch und entgegnete: „Eure Majestät wissen meinen Himmel heiter zu machen.“

„So,“ meinte er. „Ich habe auch den Tag über an Sie gedacht.“

„Dies wagte ich nicht — nicht mehr zu träumen!“

Er langte aus seiner Rocktasche ein kleines Sammet-Etui, welches er ihr überreichte.

„Hier der Beweis!“

Die Ottenhof bäumte sich stolz und mit Triumph in ihrem Blick auf, als sie in dieser Art vor der ganzen Gesellschaft von dem König ausgezeichnet wurde. Ein Druck öffnete das Etui, ein Brillantring funkelte ihr entgegen, und sie ließ vor Aller Augen sein Feuer spielen, wohl bemerkend, wie die Gräfin in jähem Zorn darüber die kleinen, weißen Hände krampfhaft zusammenballte. Der König hatte der verspotteten Vestalin eine Genugthuung gegeben. Sie dankte ihm mit dem Ausdruck lebhaftester Freude dafür, indessen die anwesenden Schwestern Eva's sämmtlich etwas zu zischeln hatten.

Der König setzte sich an seinen Tisch.

„Kommen Sie zu mir,“ lud er Frau von Ottenhof ein. „Es ist schon viel zu lange her, daß ich einmal meinen Trunk von Ihrer Hand kredenzt erhalten habe.“

Die Gräfin Gallen wurde bleich vor Ingrimm; der Teufel blickte aus ihren Augen, als sich ihre Nebenbuhlerin mit einer hochmüthigen Miene gegen Sie auf einen Sessel neben dem König niederließ und dann nach der Sitte im Wintergarten das Glas desselben aus der Flasche füllte, die der Lakai entkorkt und in einem silbernen Gehänge auf den Marmortisch vor ihr hingestellt hatte.

Minister Grix erschien jetzt auch nahe an diesem Tisch und rückte dort an einem Stuhl, hüstelnd, als wenn er die Aufmerksamkeit seines Gebieters auf sich ziehen wolle. Dieser verstand ihn sehr wohl und rief ihm zu: „Setzen Sie sich zu Frau von Ottenhof; Sie machen ihr ja doch schon lange den Hof.“

Die Worte verdrossen die Ottenhof so sehr, wie sie Grix, seinem Grinsen nach zu schließen, schmeichelhaft erschienen; aber sie that, als überhöre sie dieselben; denn sie erinnerte sich, daß sie mit dem Minister ein Bündniß geschlossen, um sich an dem Verfasser des Spottgedichts auf ihre erheuchelte Tugendhaftigkeit zu rächen.

Grix nahm mit einem Blick, der sie ebenfalls daran mahnte, Platz neben ihr.

Dann lud der König noch als seinen Ehrengast Franz von Stein an seinen Tisch.

Die kleine Gräfin fiel darüber aus einem Zorn in den andern. Sie hatte ihre Entschädigung wenigstens in der Unterhaltung mit dem jungen Officier suchen wollen, für den sie leidenschaftlich mit ihrer Engelhälfte fühlte, und den sie um so lebhafter zu verführen begehrte, als sie dadurch einen dämonischen Triumph über seine ehrbare Braut davontragen, ihre gereizte Eitelkeit befriedigen und vielleicht auch den König zu einer Eifersucht aufstacheln konnte, die ihn wieder von der Ottenhof abzog.

Bitter getäuscht in dieser Erwartung, ging sie nun auf Graf Germersdorf los und nahm ihn in ihrer muthwilligen Liebenswürdigkeit zu ihrem Cavalier für den Abend. An einen besonderen Tisch, am nächsten dem des Königs, setzten sich Beide, und Freiherr von Vallentin war liebenswürdig genug, sich ihnen zuzugesellen.

Am Tisch des Prinzen hatte man inzwischen auch das Spiel eingestellt, und Jenny war es hier, die mit ihren lustigen Colleginnen Seine Hoheit zu amüsiren wußte.

Ihre gute Laune war zurückgekehrt, nachdem ihr der Prinz ihre ewige Banknote wieder geschenkt hatte.

Die übrigen Herren und Damen füllten die meisten Plätze, die an den anderen Tischen im Mittelkreise standen.

Im Genuß des Weines konnte wohl Jeglicher von dieser Gesellschaft etwas Ungewöhnliches leisten, wenn auch Keiner den braven Germersdorf mit dem schönen, blonden Bart und der rothen, da hineinragenden Nase übertraf. Schnell zur Trunkenheit zu gelangen, war den Meisten ein Gesetz; der König selbst ging darin mit gutem Beispiel voran und hatte es gern, wenn im Rausch die Gesellschaft zum Ausdruck einer Orgie kam. Deshalb übernahmen die Damen auch die Pflicht, die Gläser zu füllen; die Tänzerinnen aber, gleich Jenny unter ihrem Oberkleid im Theatercostüm, hielten sich fertig, auf einen Wink des Herrn eine ihrer wohl einstudirten Pantomimen aufzuführen.

Witwulf liebte es namentlich an diesen Abenden, sich mit seiner Lebensphilosophie als interessanten Mann darzustellen und dem Pessimismus, dem Nihilismus, dem er als seiner Religion huldigte, schrankenlosen Ausdruck zu leihen. Frau von Ottenhof, die seine Liebhaberei natürlich kannte, wußte denn auch der Unterhaltung an ihrem Tisch schnell einen Schwung nach dieser Richtung zu geben. Sie hatte angefangen, mit Franz von Stein von der Liebe zu sprechen, so ernsthaft und in feinen Wendungen, daß der junge Mann, dem das Herz voll von keuscher Liebe war, in vollständige Täuschung darüber gerieth, wo er sich befand, und mit wem er sprach. Er gab eine Art moralischer Abhandlung darüber zum Besten, die zu halten ihm Tags zuvor unmöglich gewesen wäre, und die denn auch Alle, die sie hörten, zum Spotte reizte, den Prinzen, Germersdorf, die Gräfin, Grix, den König, der die frivolsten Späße dazu machte.

Nur Frau von Ottenhof spielte die Rolle der Anständigen meisterhaft weiter.

„Da habe ich heut," sagte sie zum König, „in einem sehr ernsthaften Buch folgenden Satz gelesen: „Immer dasselbe, oder immer etwas Anderes lieben, heißt beständig lieben. Nichts lieben können, ist unbeständig sein." Was sagen Sie dazu, Majestät?"

„Ich gebe nichts auf die Beständigkeit," entgegnete dieser. „In der Natur ist auch Alles unbeständig. Immer dasselbe lieben, das ist eine langweilige Dummheit; nichts lieben, das ist freilich nicht viel besser. Ach, was plagen sich die Menschen damit, Weisheit des Lebens zu ersinnen, während doch Alles nur eitel Narretei ist! Man muß die Liebe treiben, wie es Einem gefällt; man muß das Leben genießen, wie man vermag. Nur keine Dressur der Einbildung mit moralischen Sentenzen."

„Ja, Majestät," bemerkte Franz darauf, „nicht Jeder, der so leben möchte, kann es."

„Pah, warum nicht? Sehen Sie den Bettelmann an; er lebt auch, wie er kann, genießt, stirbt, und was hat er schlechter wie ein König? Sein Schnaps ist ihm dasselbe wie mir der Wein."

Franz schwieg. Er fühlte, wie wenig er heute in solche Gesellschaft passe, und er wünschte sich fort von hier, wo kein Ton aus Menschenbrust erklang, der ein Echo in seiner Seele fand.

Der König aber trank und plauderte weiter. Er machte sich lustig über seinen Vetter, der ihm die Glückseeligkeit in der Beständigkeit seiner Leidenschaften vorhielt; er rühmte Graf Germersdorf wegen dessen Treue zum treulosen Geist im Wein; er höhnte mit Vallentin zusammen den Minister Grix, der sich dahin vergessen hatte, von der Liebe des Volkes zu seinem Herrscher zu reden und deren Beständigkeit als keine langweilige Dummheit zu bezeichnen. Seine Majestät geruhten, sich bei der Verspottung dieser Ansicht so viel eigene Injurien an den Kopf zu werfen, daß der

Minister merkte, der Wein beginne zu wirken. Frau von Ottenhof, immer wie erhaben über den schmutzigen Schaum dieses wilder und wilder hinüber, herüber wogenden Gespräches, redete von der Wissenschaft als Trösterin im Leben. Eine Fluth von sehr anzüglichen Scherzen richtete sich darauf von den anderen Tischen gegen sie, und namentlich die Gräfin ließ ihre boshaftesten Sticheleien los, die ihre Nebenbuhlerin mit dem Antlitz einer Heiligen nicht minder beißend zurückgab. Franz, angewidert von diesem Treiben, entrückte sich geistig demselben und ließ seine Gedanken wieder hin zu der Geliebten schweifen.

„Wenn ich vor einer Wissenschaft Respect habe,“ nahm nun auch Witwulf wieder das Wort, „so vor der Chemie.“

„Chemie?“ rief Frau von Ottenhof aus.

„Chemie?“ desgleichen der Minister.

Alle waren neugierig zu hören, warum der König von Bartelsburg, der bisher keine Neigungen für diese Wissenschaft verrathen hatte, sie so interessant finde.

„Ja, Chemie,“ begann dieser zu erläutern, indem er dabei einen Brillantring an seinem Finger betrachtete und im weiteren Gespräch abzog. „Einmal weil sie es dahin bringen muß, Gold machen zu können, Diamanten — warum sollte man diese geschmolzene Masse von Kohle nicht in der Retorte herzustellen vermögen? — Sodann Menschen.“

Ein helles Lachen erscholl ringsum, nur die Ottenhof fragte wie betreten über die Ungeheuerlichkeit des königlichens Gedankens: „Menschen? Mein Gott!“

„Ja wohl, Menschen,“ fuhr Witwulf fort. „Wenn man die chemischen Bestandtheile kennt, aus denen der Mensch, dieses Erzeugniß einer Fastnachtslaune der Natur, besteht, so wird man auch in der Retorte einen Homunculus auskochen können. Was meinen Sie dazu, Adele?“ wandte er sich mit einem ernsthaften Gesicht an die prüde Wittwe.

„Entsetzlich," murmelte diese.

Der König machte wie unwillig darüber eine heftige Bewegung, wobei er seinen Ring, mit dem er gespielt, verlor. Das Kleinod rollte auf dem Boden hin in die Falten des Kleides der Gräfin, die sich bückte, den Ring aufnahm und ihn mit einer unverkennbaren Zärtlichkeit betrachtete.

Witwulf nahm keine Notiz davon; er sprach weiter:

„Entsetzlich, sagen Sie? Weib, warum entsetzlich, die Menschen in der Retorte zusammenkochen zu können? Das wäre in Wahrheit ein königliches Vergnügen, werth König zu sein. Ich säße ganze Tage lang in meinem Laboratorium und braute Homunculi, die dann wie die Pflanzen wüchsen, die der Gärtner im Treibhause pflegt. Ich ließe die Racen sich wundersam kreuzen, um neue Spielarten hervor zu bringen. Ich machte den Einen so viel Gehirn, daß sie dereinst Ungeheuer von Verstand werden müßten, die man als Minister verbrauchen könnte. Lauter Grixe — was, Grix?"

Der Minister that, als wenn ihn dieser Scherz höchlich vergnügte.

„Ha," phantasirte Witwulf weiter und trank dazwischen in großen Zügen den schäumenden Wein, „welch' eine Lust dann, König zu sein! Man fabricirte sich die Unterthanen selber, so herzlich dumme, daß sie den glücklichsten Staat bilden könnten; man machte sie groß oder klein, nach Belieben, generationsweis. Es gäbe nicht Vater und Mutter, keine Großeltern und keine Geschwister mehr. Nur noch Männer und Weiber. O, und die Weiber, — was könnte man darin leisten, um sie schön und liebenswürdig herzustellen! Ottenhof, Sie sollten sich wundern!"

„Ich glaube es wohl," entgegnete sie.

Abermals erscholl ein lautes Gelächter ringsum.

Der König trank wieder und bemerkte dabei, wie die Gräfin von Gallen mit seinem Ring coquettirte.

„Was sehen Sie sich meinen Ring so träumerisch an?“ fragte er.

„Er ist so schön!“ antwortete die Gräfin und seufzte.

„Nun, so behalten Sie ihn.“

„Eben dachte ich dies, Majestät,“ und dabei steckte sie glückseelig den Reif an einen ihrer Finger.

„Unverschämt!“ stieß die Ottenhof wüthend hervor.

„Sehr geistreich!“ meinte Vallentin zur Gräfin.

„Aber theuer,“ brummte Germersdorf.

„Ah, Majestät,“ sagte die Gräfin schalkhaft und triumphirenden Blickes, die Frau von Ottenhof herausfordernd, „wenn Sie in der Chemie so weit gekommen sein werden, wie Sie wünschen, dann machen Sie recht schöne Männer für Frau von Ottenhof und für mich Diamanten.“

„Sie würden auch wohl eine Abwechselung in dieser Fabrication belieben, Frau Gräfin,“ versetzte die Nebenbuhlerin spitz.

Ein kleines Duell mit Dolchworten spielte sich unter der ausgelassenen Heiterkeit der Gesellschaft zwischen beiden Damen ab. Nur Franz zeigte sich inmitten Aller gleichgiltig.

Sein Nachbar, der Minister, hatte ihn mit lauerndem Blick längst beobachtet. Jetzt schien ihm der Moment gekommen, den Katzensprung auf den jungen Mann zu machen, dessen Uebermuth er am Abend zuvor hatte hinnehmen müssen.

„Aber Sie, Herr von Stein,“ redete Grix ihn plötzlich mit lauter Stimme an, „Sie sind nicht wieder zu erkennen!“

Der junge Officier fuhr aus seinen Träumen empor.

„In der That,“ sagte der König, der durch die Worte von Grix seine Aufmerksamkeit dem Ehrengaste wieder zuwandte, „was ist Ihnen, Herr von Stein?“

„O Majestät, ich amusire mich vortrefflich,“ entgegnete er, schnell seine Verwirrung bemeisternd.

„Das scheint mir doch nicht."

Grix hatte sich durch einen Blick mit Frau von Ottenhof verständigt.

„Sollte Ihnen etwas Unangenehmes begegnet sein?" drang er von Neuem in den jungen Mann.

„Am Ende muß man die Schuld Ihrer Verstimmung auf Ihre heutige Verlobung schieben?" meinte der König.

„Im Gegentheil, Majestät."

Frau von Ottenhof that, als sei ihr durch des Königs Worte eine überraschende Neuigkeit zu Ohren gekommen.

„Wie? Sie sind Bräutigam, Herr von Stein?" fragte sie. „Und seit heute?"

„Ein glücklicher, füge ich gleich hinzu," und seiner Augen leuchtender Glanz bekräftigte die Wahrheit dessen, was er lebhaft und wie, um schnell den ihm theuren Gegenstand dieser Berührung frivoler Naturen zu entziehen, gesprochen. Aber weder Grix noch die falsche Vestalin wollten ihm solchen Gefallen erweisen.

„Und wer ist die Glückliche?" fragte sie mit scheinbarem Antheil weiter.

Niemand merkte es, daß die Gräfin von Gallen ihre Hände zusammenballte und in ihr Kelchglas, ehe sie trank, zornig hinein murmelte: „Die Glückliche!"

„Davon wissen Sie also nichts?" antwortete inzwischen mit geflissentlichem Eifer Grix seiner klugen Helfershelferin. „Wovon ganz Bartelsburg spricht, davon haben Sie noch nichts gehört? Die schöne Tochter des reichen Ober-Baudirectors Neubring ist die glückliche Braut des Herrn Vetter von Stein."

Ein Ausruf des Erstaunens fiel von ihren Lippen.

„Sie ist schön!" rief jetzt der König, der schon trunken war. „Lassen wir die Schönheit leben!"

Er hielt sein überschäumendes Glas Franz entgegen, und wohl oder übel mußte dieser mit dem seinigen an-

stoßen und es leeren. Ringsum erklangen die Kelche von Krystall.

„Die Schönheit! Dies gilt auch Ihnen!" sagte Vallentin zu der neben ihm sitzenden Gräfin und trank ihr zu.

„Wahrhaftig, Sie sind heute sehr galant," entgegnete sie.

„Man gewöhnt sich's an wie's Trinken," glossirte Germersdorf.

Und der Prinz fragte unterdessen seinen Liebling Jenny: „Warum hat mein Vetter nur diesen Lieutenant eingeladen?"

„Was kümmert's mich, Prinz!"

„Wie gefällt er Dir denn?"

„Wie alle hübschen jungen Männer, und noch dazu ist er Garde-Lieutenant."

Wendheim lachte und bemerkte: „Das entscheidet! Richtig, Mäuschen!"

Grix hatte kaum den König auf seinen Toast trinken lassen, als er in schleichender Bosheit wieder anhob: „Es mag doch den Herrn von Slein verstimmt haben, daß er seine Braut heut schon so früh, gewiß noch mitten im Feste, verlassen hat."

Franz hoffte immer noch, dies ihm peinliche und widerwärtige Gespräch mit kurzen Bemerkungen abbrechen zu können; er sagte deshalb: „Keineswegs, Excellenz; ich versichere Ihnen, daß ich bei bester Laune bin."

„Doch, doch, es war eigentlich etwas boshaft von mir, Ihnen dies Opfer abzuverlangen."

Der König lachte auf und rief: „Boshaft waren Sie, Grix, boshaft? Hahaha, sind Sie es denn nicht immer?"

Grix schmunzelte und entgegnete alsdann: „Nur wenn man mich reizt. Jeder sucht sich eben zu wehren. War Herr von Stein denn nicht auch boshaft gegen mich?"

„Gestern, ja," sagte Witwulf. „Sie haben Ihren Adel weg. Es freut mich, daß Sie dies boshaft finden.

Sie machen Fortschritte in der rechten Auffassung des Lebens. Ja, ja, mein edler Grix, ich verdenke es Ihnen nicht, auch boshaft zu sein. Aber ob Sie mit meinem Lieutenant da fertig werden, bezweifle ich beinahe. Nicht wahr, Herr von Stein, Sie werden dem berühmten Staatsminister Grix, dem Liebling des Landes, dem getreuen Diener seines Fürsten, zu dienen wissen, wenn er boshaft gegen Sie wird."

Franz vermochte in diesen Ton nicht einzustimmen. Da er aber dem König, der zu ihm sprach, antworten mußte, that er es in der möglichst zurückhaltendsten Art.

„Gestern und heut!" meinte er. „Das ist wohl ein Unterschied. Ich darf hier nicht vergessen, daß ich der Gast Ihrer Majestät bin."

„Papperlapapp!" fuhr Grix auf. „Ich war gestern bei Ihnen Gast und erfreute mich doch Ihrer Bosheit, Herr von Stein. Also thuen Sie sich hier keinen Zwang an. Majestät lieben es nicht."

„Richtig, richtig, Grix!" stimmte Witwulf zu und heftete seine schon gläsern aussehenden, kleinen Augen auf den sichtlich verlegen werdenden Officier.

„Aber Sie sehen doch, Excellenz," warf jetzt Frau von Ottenhof ein, „wie befangen heut Herr von Stein ist. Nehmen Sie Rücksicht darauf, daß er eine Braut hat, die er liebt, nach der sein Herz gewiß schmachtet."

Die Gräfin horchte auf. Sie schien Lust zu haben, sich in dies Gespräch zu mischen.

„Aber ich sehe gar nicht ein," sagte der König zu der listigen Wittwe, „wie ein Glücklicher verstimmt sein kann. Das ist ja der helle Unsinn, Ottenhof."

„Sie sehen es doch aber an diesem sonst so lustigen Lieutenant, Majestät. Ich verstehe es sehr wohl, — Herrn von Stein fehlt seine andere Hälfte."

„Jedenfalls ist er nur halb bei uns," gab Witwulf zu.

„Ei, ei, gnädige Frau," sagte der Minister so unschuldig schalkhaft als möglich, „ich errathe, was Ihre Liebenswürdigkeit begehren möchte. O, Sie sind unvergleichlich selbstlos, eine wahre Freundin Seiner Majestät."

Noch ahnte Franz nicht, daß schon zum Streich gegen ihn die Hand erhoben war; noch gab Niemand an den anderen Tischen auf dieses Gespräch Acht außer der Gräfin, die längst eine Intrigue ihrer Nebenbuhlerin gewittert hatte und in ihrer unbezwingbaren Leidenschaft für Franz sich rüstete, ihm dieselbe auf irgend eine auffällige Art zu bezeigen. Der König verstand weder die Ottenhof noch die Ursache der Lobsprüche, die sie von dem hämisch lächelnden Minister erhalten.

„Was errathen Sie denn, Grix?" fragte er deshalb neugierig.

Statt seiner antwortete seine Genossin: „Um Herrn von Stein in seiner besten Laune hier kennen zu lernen, sollten Ihre Majestät vielleicht geruhen, auf ein nächstes Mal auch die Braut desselben einzuladen."

Diese Worte, wie ein Bittgesuch an den König gerichtet, machten auf zwei Personen eine gewaltige Wirkung. Die Gräfin sprang von ihrem Platz auf, als habe sie eine Natter gestochen; jetzt erkannte sie die hinterlistige Absicht der Nebenbuhlerin, und über ihre Leidenschaft für den jungen Officier loderte die verhaltene Eifersucht auf Eveline hervor. Was Franz betraf, so war er wie betäubt, und er entfärbte sich bis zur Marmorblässe, saß regungslos da und starrte mit seinen Augen auf den König. Dieser selbst nahm den Vorschlag der Ottenhof anfänglich wie einen Scherz auf und meinte lachend: „Nicht übel, nicht übel. Was sagen Sie dazu, Lieutenant?"

Ehe Franz noch den Gedanken zu einer Entgegnung zu fassen vermochte, bemächtigten sich seine geheimen Feinde völlig der weinerregten Laune des Königs.

„Ich bin überzeugt," sagte Frau von Ottenhof, „Herr von Stein würde sich in diesem Falle sehr zu Hause bei uns fühlen."

„Und Fräulein Meubring ist schön," reizte Grix den König. Er sah, wie es aufflammte in dessen Augen, wie das Blut nach seiner Stirn drang und die Ader schwellte, welche quer über dieselbe sich zwischen die Augen schlängelte.

„Sie wird eine solche Ehre hoch aufnehmen," fuhr Frau von Ottenhof fort. „Offenbar theilt sie den Ehrgeiz ihrer Mutter, die ja Gewicht darauf legt, zuweilen bei Hofe zu erscheinen."

„Und Ihre Majestät können die Gnade, die Sie dem Herrn Lieutenant zu bezeigen geruhen, nicht schöner erhöhen, als daß Sie sich von ihm die Braut vorstellen lassen," fügte Grix hinzu.

Witwulf war gewonnen, und in der Meinung, mit der ihm nahe gelegten Befriedigung seiner erwachten Neugier nach Fräulein Meubring dem Verlobten derselben eine besondere Gnade zu bezeigen, rief er jetzt aus: „Nun wohl, Herr von Stein, das nächste Mal kommen Sie mit Ihrer Braut hierher."

Franz, bereits sich wieder selbst zurückgegeben, folgte nur seiner inneren Entrüstung über das schaamlose Spiel, welches mit seinen heiligsten Gefühlen getrieben werden sollte, als er äußerlich ruhig und würdig entgegnete: „Majestät, es ist Ihr Scherz."

„Nicht doch, es ist mein Ernst, Lieutenant, wahrhaftig mein Ernst." Der König lallte es mit schwerer Zunge.

„Aber ich muß Ihrer Majestät zu bedenken geben, daß Fräulein Meubring nicht hierher paßt," versetzte Franz mit Bestimmtheit im Ton seiner Stimme.

Die dicke Ader auf Witwulfs Stirn brach sich in Zickzack; Frau von Ottenhof fuhr empor. „Wie?" rief sie

„Soll dies eine Beleidigung für uns sein? Warum sollte Fräulein Meubring nicht hierherpassen?“

„Es ist ein lustiger Bräutigamsstreich, Herr von Stein,“ höhnte Grix. „Warum so prüde auf einmal?“

Franz würdigte ihn darauf keiner Antwort; aber er bebte zusammen, und er hielt unwillkürlich die Hand gegen sein klopfendes Herz, als der König gereizteren Tones und mit einem frivolen Ausdruck in seinem aufgedunsenen Gesicht sagte: „Ein lustiger Streich, Lieutenant, das ist immer ein guter Streich. Also, ich will die Braut sehen, hier sehen.“

„Wir werden schon sorgen, daß sie sich hier wohl fühlt,“ warf Grix ein.

„Wir wollen es getrost auf diesen Versuch ankommen lassen,“ lallte Witwulf.

Es trat eine unheimliche, kurze Pause ein. Franz konnte vor innerer Erregung nicht gleich die Worte aussprechen, die sich auf seine Zunge drängten. An den Nebentischen war auch das Geplauder plötzlich erstorben; man kannte den Ton in der Stimme des Königs, er deutete ein aufsteigendes Wetter bei ihm an, vor welchem sich Jeder zu hüten suchte.

„Die Heuchlerin,“ murmelte die Gräfin zitternd zu Vallentin, „wozu treibt sie diese Posse.“

„Still,“ warnte ihr Nachbar, „gießen Sie kein Oel in's Feuer.“

Der Prinz juckte sich am Bein. „Es muß ein Sturm in der Luft sein, Mäuschen,“ flüsterte er zu Jenny.

Frau von Ottenhof hatte inzwischen wieder das Wort genommen. Spöttisch wandte sie sich zu dem Minister: „Liebe Excellenz, dieser Officierclub, der so scherzhafte Verse auf uns gemacht hat, scheint ja ein wahrer Tugendbund zu sein. Wie ist denn sonst zu erklären, daß Herr von Stein dazu gehört?“

Graf Germersdorf sah seinen Freund Vallentin an und sagte zu ihm: „Die Schlange züngelt.“

„Nicht wahr, Graf Germersdorf?“ warf jetzt Frau von Ottenhof zu diesem hinüber.

„O ja,“ meinte dieser. „Wir sind auch sehr tugendhafte Leute für solche, die es haben wollen.“

„Aber,“ wandte sie sich, ohne auf diese Entgegnung zu hören, Franz zu, „Sie vergessen, mein lieber Herr von Stein, wenn Seine Majestät wünscht . . .“

„So,“ setzte Grix schnell hinzu, „ist es ein Befehl des Königs, dem ein Officier seiner Armee zu gehorchen hat.“

Witwulf nickte dazu.

„Ich denke,“ ließ er herrisch und kurz sich vernehmen, „die Sache ist erledigt.“

„So bestehen Majestät auf etwas, was unmöglich ist?“ löste es sich jetzt in Verzweiflung, welche der Zorn durchströmte, von des jungen Mannes Lippen. „O nein, Majestät, das kann nicht sein! Es ist nicht Ihr Wille; es ist nicht Ihr Befehl. Es ist unmöglich, daß Sie es wollen!“

„Unmöglich?“ stieß Witwulf hervor, dem der Widerspruch, der ihm wurde, die Sinne verdunkelte. „Was soll da unmöglich sein? Warum unmöglich? Ich befehle, und man soll gehorchen, — was ist da unmöglich?“

„Ich bitte, ich beschwöre Ihre Majestät!“

„Ich befehle, ich befehle meinem Officier, ich der König!“ brauste er in sich entfesselndem Ingrimm auf.

„Gehen Sie nicht zu weit, Majestät,“ flehte Franz, und eine Thräne quoll aus seinem Auge.

„Genug, genug — was verlange ich zu viel?“

Da reckte sich Franz hoch empor und rief es laut durch den Wintergarten: „Zu viel, ja! Ich, Majestät, bin als Bräutigam wie ein König, und meine Braut ist meine Königin. Ihre Ehre aber ist mein Staat, mir

anvertraut, um ihn gegen Jeden, wer es auch sei, zu vertheidigen."

Vallentin machte dem jungen Manne vertraulich ein Zeichen zu schweigen; Germersdorf zeigte sich unruhig und hustete auffällig; die Gräfin stand da, als wolle sie auf die Ottenhof springen; der Prinz richtete sein Augenglas auf den kühnen Sprecher; Jenny wiegte lebhaft ihr bis zum Knie enthülltes Bein; die Ottenhof sah triumphirend den Minister an, und dieser rieb sich die Hände und glossirte boshaft: „Ei, ei, das wird ja eine Staatsaffaire!"

Der König war einen Moment betroffen über den feurigen Muth gewesen, mit dem ihm Franz entgegengetreten; dann aber maß er den jungen Mann mit stieren Augen und fragte ihn drohend: „So? Auch gegen den König, Ihren Herrn?"

„Auch gegen diesen!" lautete die unerschrockene Antwort.

Witwulf sprang auf und schlug mit der Faust auf den Marmortisch, daß die Gläser klirrten.

„Also ein Rebell!" schrie er, und der Zorn erstickte fast seine Stimme.

Alle Anwesenden, außer dem Prinzen, dem Minister und Frau von Ottenhof, flogen jetzt erschrocken oder neugierig von ihren Sitzen auf. Vallentin nahte sich dem Könige; er wollte versuchen, ihn zu beruhigen. Aber Witwulf war taub und blind und tobte weiter: „Ein Rebell! Ein Rebell!"

„Unerhört!" schürte die Ottenhof mit scheinbarer Entrüstung die Wuth Witwulf's. Und Grix half ihr dabei.

„Er vergißt, daß er Officier ist, und mit wem er spricht," sagte er hochmüthig, indeß der König fortfuhr, seinen Grimm mit dem einen Worte „Rebell!" zu steigern. Mehr hervorzubringen, schien ihm unmöglich.

Furchtlos stand Franz da und rief jetzt wieder inmitten des ihn umtosenden Sturmes: „Wenn Sie mich zwingen,

Majestät, dann auch ein Rebell, ein Rebell aus Ehre, aus Liebe, aus Pflicht als Edelmann."

„Ha," kreischte Witwulf außer sich, „er verräth sich!" Er blickte um sich und winkte Graf Germersdorf.

„Hauptmann," gebot er diesem dann, indem er seinen Arm gegen Franz ausstreckte. „Führen Sie den Lieutenant nach der Frohnveste. Sogleich!".

Todtenstille war eingetreten. Witwulf fühlte sich in seiner ganzen Allmacht und unnahbaren Majestät. Niemand in der That, selbst Vallentin nicht, hätte den nutzlosen Versuch gewagt, ihn aus diesem Wahn seiner Herrlichkeit zu reißen. Nur die Gräfin stürzte herzu und hob bittend ihre Hände zu ihm empor: „Aber Majestät!"

Der König maß die Verwegene streng.

„Gräfin!" warnte er sie.

„O Majestät!" hob sie noch einmal dringender an.

„Frau Gräfin!" tönte ihr furchtbarer darauf die Drohung aus Witwulf's Munde entgegen, und Germersdorf nahm sie beim Arme und murmelte ihr zu: „Schweigen Sie doch. Jetzt ist nichts zu machen."

Sie warf sich verzweiflungsvoll in einen Sessel und klagte in kindlicher Naivetät: „Das nennt man nun einen vergnügten Abend!"

Der König wiederholte seinen Wink an Germersdorf: „Wie ich befohlen!"

Der wackere Hauptmann gehorchte; er war ganz nüchtern geworden.

„Komm," sagte er herzig und scheltend zugleich zu Franz, „komm, armer Kerl! Das hast Du von dieser verfluchten Verlobung! Ein schönes Vorspiel der Ehe! Frohnveste! Himmel Tausend Donner . . . ."

Er donnerte dumpf in seinen Bart hinein weiter. Franz wandte sich noch einmal gegen Witwulf, indem er in stolzer Haltung zu ihm sagte: „Ich war einmal beim

König von Bartelsburg zu Gast!“ Dann folgte er dem hinausschreitenden Hauptmann.

Wieder war es eine Weile todtenstill im Wintergarten. Der König sah sich um, setzte sich dann, und wie in einem Anfall von Wahnsinn lachte er hell auf und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Wein! Wein! Warum sind wir nicht lustig! Lustig, lustig! Das heißt herrschen, wer versteht zu lachen! Jenny, Frida, Anna! Mädels! tanzt mir etwas!“

Und während er trank, flogen die oberen Kleidhüllen von den Leibern der Tänzerinnen. Sie hüpften graciös wie Elfen in die Mitte des Kreises und umgaukelten mit ihren Künsten den wieder vergnügten König von Bartelsburg.

VIII.

Am anderen Tage gegen Mittag saß Seine Majestät in Dero sogenanntem Arbeits-Cabinet und trank wie gewöhnlich zum Frühstück Chocolade, die der Leibkammerdiener nebst Selterswasser in Eis servirte. Er hatte sich eben aus den Federn erhoben und in seinen türkischen Morgenanzug kleiden lassen: gelbe Schnabelschuhe, weite rothwollene Beinkleider, ein weißwollenes Hemd, am Halse von einem rothseidenen Tüchlein umschlungen, als Obergewand eine gestickte türkische Jacke, auf dem Kopf den rothen Fez. So saß er da, Witwulf II., auf schwellendem Polster, stürzte brausendes Eiswasser hinunter, schluckte dann wieder Chocolade und naschte dazwischen bald von süßem Gebäck, bald von kaltem Rebhuhn, welches mit anderen Fleischarten auf silbernen Platten vor ihm stand. Seine gerötheten Augen schweiften ausdruckslos über die Gegenstände im Zimmer, unter denen auch eine Staffelei

nicht fehlte, auf welcher ein von Allerhöchster Hand angefangenes Oelbild stand, eine Aphrodite darstellend, zu welcher die reizende Elfengestalt der Gräfin Gallen Modell gestanden hatte.

Die schweren Vorhänge des Eingangs wurden jetzt zurückgeschlagen, und herein trat Seine Excellenz der Herr Staats- und Cabinets-Minister Grix mit einer großen Maroquinmappe unter dem Arm. Er verbeugte sich sehr respectvoll und ließ dabei seine kalten Fuchsaugen auf dem Monarchen ruhen.

„Guten Morgen, Grix," nickte ihm derselbe zu.

„Guten Tag, Majestät. Wie geruhen Allerhöchst Sie, sich zu befinden?"

„Es macht sich, danke. Aber Sie? Sie schienen mir arg betrunken gewesen zu sein?"

Grix grinste darüber, und da er den König so guter Laune sah, dachte er ihm auch ein paar Unterschriften zu den ihm allerwichtigsten Schriftstücken abzulocken.

„Ein Wenig, o ja," antwortete er; „aber ich bin doch schon längst wieder bei der Arbeit gewesen."

„So," gähnte der König. „Sie werden mir doch nicht etwa Etwas zumuthen wollen?"

„Nur einige Unterschriften, Majestät," und dabei öffnete der Minister seine Mappe.

Witwulf seufzte und fragte: „Sind sie denn so sehr nothwendig?"

„Majestät sollen nicht bedrängt werden," entgegnete der schlaue Minister. „Wie Sie geruhen wollen." Dabei klappte er seine Mappe wieder zu und lächelte vor sich hin.

Der König bemerkte dies, indem er sich den Mund mit einer Serviette abwischte und nach dem Ghibuk griff, den ihm der Kammerdiener reichte.

„Was haben Sie denn, Grix? Sie sehen ja so vergnügt aus?"

„Ach, Majestät, ich habe mancherlei Ursache dazu."

„Warum denn?" fragte Witwulf gleichgiltig und steckte den Ghibuk in den Mund.

„Zunächst habe ich einen sehr angenehmen Traum gehabt," sagte Grix, und sein lauernder Blick umstrickte dabei den König. Er konnte um so unbefangener reden, als der Kammerdiener nach dem Abräumen der Speisen das Zimmer verließ.

„Was Teufel! Wovon denn?" fragte Witwulf weiter.

„Von Ihrer Majestät."

„Von mir?" Der König blies blaue, duftende Wölkchen türkischen Tabacksrauchs vor sich hin, indem er dies sagte.

„Wie Allerhöchstdieselben," fuhr Grix mit verschmitzter Miene fort, „auf chemischem Wege Menschen machten."

Witwulf lachte.

„Was für Menschen waren dies denn?" fragte er.

„Ich erkannte nur einen, aber sehr deutlich."

„Wen?"

„Mich, Majestät."

„Sie?"

Der König sah etwas neugierig seinen Minister an, welcher sogleich in seiner Unverschämtheit hinzufügte: „Sie hatten geruht, mich zum Grafen zu machen."

Witwulf schaute nun eine Weile äußerst einfältig auf Grix und bemerkte dann: „Ein sehr spaßhafter Traum, in der That."

Da hier der König schwieg, hielt Grix es für gerathen, dieses ihm so wichtige Thema zunächst fallen zu lassen, um auf Umwegen unvermuthet und erfolgreich darauf wieder zurückkommen zu können.

„Ja," meinte er deshalb, „es war ein schöner Traum, Majestät. Dann folgte beim Erwachen noch eine angenehme Nachricht aus der Wirklichkeit."

„So?“ versetzte Witwulf mit diesem seinem gern gebrauchten Wort.

„Die Kammer hat heut Vormittag meine Forderung von fünf Millionen Extra-Credit für Militairzwecke bewilligt.“

Dies war dem König, der sich um die Politik nicht kümmerte, sehr gleichgiltig.

„Ist Ihnen dies so angenehm?“ fragte er deshalb nur.

„O,“ warf sich Grix in die Brust. „Das ist angenehm, Majestät; gewiß, sehr angenehm, weil sehr wichtig. Es wäre darüber bald zum Bruch zwischen der Regierung und der Mehrheit der Abgeordneten gekommen, die nichts bewilligen wollte. Aber da hat sich wieder eine geschickte Staatskunst glänzend bewährt. Ja, Majestät, ich kann mir wohl daraus ein Verdienst machen, wie ich echt constitutionell die Regierung führe, und ich lebe auch der Ueberzeugung, daß nicht nur die eigene Befriedigung darüber mein Lohn sein wird, sondern auch die bleibende Gnade und neue Beweise der Gunst meines von mir so wohlberathenen Königs.“

Er verneigte sich bei diesen Worten, und Witwulf dampfte seinen Taback dazu.

„So, so!“ ließ er nur sich spöttisch vernehmen.

„Man muß,“ erläuterte Grix, der seine Wichtigkeit und Klugheit dem König wieder vor Augen führen wollte, weiter, „man muß immer das Geschäft eines politischen Handelsministers gegenüber dem Parlamentarismus betreiben. Fordern und bieten, darauf kommt es an, das muß man verstehen. Was die Kammer an Gesetzen wünscht, giebt man erst, nachdem sie bewilligt hat, was die Regierung verlangt. So kommt man vorwärts und behält stets das Heft in der Hand. Ein kluger Staatsmann kann selbst eine oppositionelle Kammer in solcher Art regieren, — hier wieder der Beweis. Gab sie mir nicht die fünf Millionen? gab ich ihr nicht ein liberales

Gemeindegesetz? Hier ist die Vorlage desselben, Majestät; ich bitte um Dero Unterzeichnung."

Er zog ein Actenstück aus seiner Mappe und legte es auf den Schreibtisch des Königs.

„Gelegentlich, gelegentlich," sagte dieser, sichtlich gelangweilt.

„Es eilt auch nicht, Majestät. Es ist sogar besser, man läßt die Kammer darauf noch etwas warten. In solchen Dingen muß eine Regierung nicht zu zuvorkommend sein; das macht vielverlangend . . ."

„O," stöhnte Witwulf jetzt, seines Ministers Vortrag unterbrechend, „verschonen Sie mich damit."

„Gern," erwiderte Grix unterwürfig. Aber in demselben Moment änderte er Ton und Haltung und fuhr in der Manier eines Vertrauten fort: „Mein Traum macht Ihnen gewiß mehr Vergnügen, Majestät?"

„Sind Sie denn damit noch nicht fertig?" meinte Witwulf, welcher in der That über die Träumerei des ehrgeizigen, seit lange schon um die Standeserhöhung bettelnden Mannes sich zu vergnügen schien.

„Nein," entgegnete Grix, der entschlossen war, heut in dieser Sache bis zum Aeußersten zu gehen; „denn Ihre Majestät haben mir eigentlich noch nicht darauf geantwortet."

„Nun, das will ich schon thun," rief Witwulf aufgeräumt.

Grix horchte auf, was der König antworten werde. Nach einer Pause sagte dieser so ernsthaft als möglich: „Sie sind ein Narr, Grix."

Diese Bezeichnung faßte der Minister durchaus nicht als Beleidigung auf. Er schwieg und suchte damit den König zu veranlassen, weiter zu reden. Und wirklich hob dieser wieder an:

„Was liegt Ihnen denn an einem Adelsnamen, an

einem Grafentitel? Sie und eine Grafenkrone!" Er lachte bei diesen Worten nicht eben schmeichelhaft für Grix, der aber kein Gewicht darauf legte, sondern in einer Art Galgenhumor erwiderte:

„Ah, Majestät, warum existiren die Eitelkeiten dieser Welt, als daß man nach ihnen begehrt?"

Witwulf zuckte mitleidig mit den Schultern. „Sie zu erstreben — wie kleinlich; denn sie sind nur werth, verachtet zu werden!"

„Wohl, ich werde sie auch verachten, aber erst, wenn ich ein Recht dazu habe. Es ist, Majestät, entschieden komisch, etwas zu verachten, was man nicht besitzt, und was, besitzen zu wollen, Jedermann Einem zutraut. In ganz Bartelsburg, so wird mir heut gesagt, hat sich in Folge des Spottgedichts auf mich das Gerücht verbreitet, ich sei bereits wirklich in den Grafenstand erhoben worden. Meine Bloßstellung wäre unerträglich, würde jetzt durch Ihrer Majestät Gnade den Spöttern nicht der Mund gestopft. Ich werde wie in Allem Ihrer Majestät sehr richtigen Philosophie gelehriger Schüler auch in diesem Puncte werden, sobald Sie mich in Stand setzen, dieselbe praktisch zu bethätigen. Machen Dero Gnade mich heut zum Grafen, so werde ich morgen meine Eitelkeit zu allererst verächtlich finden."

Witwulf hatte während dieser cynischen Geständnisse seines Ministers den Ghibuk fortgelegt, sich erhoben, ein paar Mal gereckt und dann nach der Staffelei begeben. Er setzte sich vor dieselbe, nahm Palette und Pinsel und begann an dem Wasserschaum, der wie Bettstücke aussah, zu malen.

„So, so!" sagte er und hörte jedenfalls gar nicht mehr auf den um einen Grafentitel so schwer Bekümmerten.

Ein häßlicher, boshafter Blick desselben schoß zum König hinüber. Es leuchtete dabei wie ein Triumph aus den

lauernden Augen des Ministers, der nach einer Weile tiefen Stillschweigens plötzlich wieder eine andere Miene annahm. Er langte ein Schriftstück aus seiner Mappe, gab seinem fahlen, knochigen Gesicht eine strenge, herbe Miene, und indem er sich dem Könige an der Staffelei näherte, sprach er in einem auffällig festen, fast feierlichen Ton: „Dringend erbitte ich aber Ihrer Majestät Unterschrift hierfür."

Witwulf wandte den Kopf. „Was ist dies?" fragte er nachlässig, mit einem Blick das Papier streifend.

„Ein königlicher Erlaß an das bartelsburgische Officiercorps," versetzte Grix trocken.

„Wozu?"

„Um ihm fortan die Theilnahme an den Gesellschaften des adligen Clubs zu verbieten."

Witwulf ließ den Pinsel sinken und sah den Minister fragend an. „Warum soll dies verboten werden, Grix?"

„Um einem Scandal von Bartelsburg ein Ende zu machen," entgegnete dieser wie in einer sittlichen Entrüstung.

Der König setzte seine Malerei fort. „Bah," warf er hin, „gehen Sie mir damit."

„Majestät," wandte Grix mit voller Strenge seiner hochmüthigen Amtsmiene ein, „als Kriegsherr dürfen Sie dergleichen Verwilderungen Ihrer Officiere nicht dulden."

„Ihr Witz ist ihr Vergnügen, — lassen wir es ihnen."

„Unmöglich, Majestät!"

Witwulf wurde über diesen Widerspruch verstimmt. Er drehte sich auf seinem Stuhl zu dem Minister, maß ihn nicht ohne Hohn in den Mienen und äußerte dem entsprechend: „Soll dies Ihre Rache sein? Wollen Sie damit Ihr Adelspatent erwirken?"

Grix blieb unberührt davon. Er wußte, wie er den König zu nehmen hatte, um ihm gewachsen zu sein. Wo-

möglich noch hochmüthiger erwiderte er deshalb: „Meine Pflicht ist mir das oberste Gesetz, Majestät. Erlauben Allerhöchst-Sie nicht mehr, daß ich sie in der Ueberzeugung erfülle, damit das wohlverstandene Interesse der Krone und des Staates zu fördern, so werde ich die Enthebung von meiner Stellung als eine Gnade Ihrer Majestät ansehen. Auch ich lasse dem Witz sein Recht, auch ich bin als Mensch, — Ihre Majestät wissen es wohl, — lustigen Streichen nicht abhold. Doch hier muß ich als Minister eingreifen, weil die Würde des Staats auf dem Spiel steht. Es ist gegen alle Staatsraison, dergleichen Spottvögeln so viel Freiheit zu lassen; es führt zur Auflösung der militairischen Disciplin, den Gardeofficieren eine solche Ueberhebung zu gestatten. Hier wird der Witz verderblich, das Vergnügen eine Quelle gemeingefährlicher Bosheit. Dieselbe wird ihre Opfer überall in keckem Uebermuth suchen, — schon wagt sie, nach den höchsten Personen im Staat zu züngeln."

Witwulf hörte seinen Minister weniger mit Erstaunen als mit wieder gefundenem guten Humor an. „Grix, Grix," rief er launig, „ich bitte Sie, Sie schildern mir meine besten Freunde ja als wahre Hochverräther!"

„Ihre Nachsicht, Majestät," fuhr Grix in erheucheltem Eifer fort, „würde übel verstanden werden im Reich. Es kann nicht ausbleiben, daß die oberste Militärbehörde Vorstellungen erheben wird, und wir genöthigt sein werden, uns — eine Demüthigung gefallen zu lassen, die ich als treuer Patriot der Regierung und dem Officiercorps durch solchen königlichen Erlaß ersparen will, ihnen pflichtmäßig ersparen muß. Deshalb dringe ich auf Ihrer Majestät Unterschrift."

Der Schlag saß. Indem Grix den König daran mahnte, daß seine Souveränetät noch einer höheren, mächtigeren unterstellt sei, traf er die empfindlichste Seite

desselben. Er wurde bleich, dann schoß ihm das Blut in die Stirn, und die quer dort herablaufende Ader schwoll an. Der Pinsel entfiel seiner Hand, und die Palette flog zur Erde. Nur einen Augenblick indessen drohte der Sturm, dann beschwor ihn Witwulf selbst durch ein übermüthiges, helles, höhnisches Lachen.

„Hahaha!“ rief er dabei. „Ich bin ja nur noch ein Schattenkönig! Richtig, richtig! Ich muß königliche Erlasse nach Vorschrift geben! Ei, ei, wie schön! Aber ich werde es diesmal nicht thun, Grix —; wissen Sie es nun? Nein, ich werde es nicht thun und denke gar nicht daran, die Sache tragisch zu nehmen.“

Grix, der keinen Augenblick sein Ziel aus den Augen verlor, verstand diese von ihm wohl vorhergesehene Laune des Königs nur zu gut. Er wollte den Finger in der Wunde behalten, bis er seine Absicht erreicht; er hatte genau überdacht, wie er durch seine Künste, Kreuz- und Querzüge den Willen des launischen Gebieters meistere. Noch stand er in strenger Amtshaltung da und sagte nun, ohne auf den Erguß des Königs einzugehen: „Ich übertreibe die Gefährlichkeit nicht, Majestät, indem ich auf die Auswüchse verweise, die aus solcher Nachsicht gegen jugendlichen und junkerhaften Uebermuth aufwuchern werden. Haben Ihre Majestät denn die vermessene Sprache des Lieutenants von Stein vergessen?“

Witwulf folgte dieser neuen Wendung, die Grix dem Gespräch wohlberechnet gab, mit jenem Instinct, der bei ihm allen Ueberlegungen zuvorkam. Sein Zorn schwand völlig, seine bittere Stimmung verlor sich; er erinnerte sich plötzlich des muthigen Officiers, den er von seinem Nachtfest hatte nach der Frohnveste wegführen lassen, und er erinnerte sich als eine im Grunde ritterliche Natur desselben mit einer gewissen Theilnahme.

„Ja,“ antwortete er, wie sich den Vorfall der letzten

Nacht in das überdunstete Gedächtniß zurückrufend, „Lieutenant Wetter von Stein, der Tollkopf! Was machen wir mit dem jungen Mann?“

Der Minister änderte jetzt abermals seine Haltung; er legte seine Amtsmiene ab und steckte die Maske eines vertrauten Zechgenossen des Königs auf. Sein listiger, boshafter, tückischer Blick verrieth, daß er Hintergedanken habe; aber Witwulf prüfte ihn nicht, sondern begann wieder, mit dem Pinsel an dem Gemälde zu arbeiten.

„Er sitzt in der Frohnveste,“ entgegnete Grix lakonisch auf seine Frage und legte dabei das Schriftstück, zu dem er eben die königliche Unterschrift so dringend erbeten, mit einer absichtlichen Umständlichkeit auf den Schreibtisch.

Der König sah es wohl, aber beachtete es nicht. „Nun ja,“ meinte er, fortmalend, „da kann er aber doch nicht bleiben.“

„Warum nicht? Es sind ihrer noch mehr da. Und wenn dieser Uebermuth in der Frohnveste sitzt, so stört er Sie nicht, Majestät.“

„Mich?“ fragte Witwulf und sah verwundert auf. „Worin denn?“

„Seine Braut einzuladen.“

Grix scheute sich nicht, mit diesen Worten sich als Hallunken zu erkennen zu geben. Der König hatte auch im ersten Augenblick diese Bezeichnung für ihn auf den Lippen; aber nur zu schnell gewann sein Instinct der Frivolität die Oberhand, und indem ihm die Scene der letzten Nacht mit Franz lebhafter und in ihren Ursachen wieder gegenwärtig wurde, hing in der That seine erregte Sinnlichkeit vor Allem dem Wunsche nach einer Bekanntschaft mit Fräulein Meubring nach, gerade weil ihr Verlobter sich so leidenschaftlich dagegen gewehrt. Grix kannte seinen Herrn.

„Seine Braut!“ murmelte dieser und sann vor sich hin. „Warum soll ich sie nicht sehen dürfen?“

„Die Sache ist interessant, Majestät," reizte Grix in lüsternem Bonvivant-Ton weiter; „Fräulein Meubring ist entschieden eine Intrigue werth."

„Wahrhaftig? Meinen Sie dies ernstlich, Grix?"

„Als eine neue Bekanntschaft Ihrer Majestät ist sie sehr empfehlenswerth. Es ließe sich vielleicht auch leichter machen, als man denkt. Sie ist zwar, sagt man, tugendhaft . . ."

„O," unterbrach ihn Witwulf lachend, „das sind sie alle einmal."

„Aber," fuhr Grix fort, „jede Tugend hat ihren Preis. Wenn man ihr dafür ihren Bräutigam widergäbe — nicht übel, meine ich."

„Abscheulich," rief der König aufgeräumt, indem er sich völlig seiner Leichtfertigkeit überließ. „Doch wahrhaftig interessant."

„Außerdem ist es besser, Majestät, Sie lachen über den betrogenen Bräutigam, der doch ein bekannter Windbeutel ist, als er über Sie."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Witwulf stutzig.

Grix lächelte faunisch. „So haben Ihre Majestät nicht bemerkt, daß die Gräfin von Gallen sich allzu lebhaft für den jungen Mann interessirt?"

Der König biß sich auf die Lippen. „Sie haben Recht, Sie Bösewicht," sagte er, indem er sich gleichgiltiger über die Anklage gegen seine jüngste und auch entschieden begünstigste Geliebte stellte, als er im Innern war.

„Ich weiß nicht, Majestät," bohrte Grix den Stachel tiefer, „ob Sie auf die kleine Gräfin eifersüchtig sein mögen."

„Eifersüchtig? O nein, ich denke, ich bin nie eifersüchtig."

„Es wäre Ihnen am Ende gleichgiltig, wenn Lieu-

tenant von Stein Ihrer Majestät Nebenbuhler bei ihr würde."

In dieser Art aufgehetzt, regte sich in Witwulf wirklich etwas wie Eifersucht. Wie er jetzt unverständlich in den Bart knurrte, begriff Grix, daß er das Spielwerk der Launen seines Herrn mit sicherer Hand aufzuziehen verstehe. Boshafte Befriedigung und Zuversicht breitete sich über sein Gesicht, indem er weiter sagte: „Und ich wette, daß die kleine Gallen sich ein Vergnügen daraus machen würde, Ihre Majestät zu betrügen, — wenn nämlich dieser verführerische Lieutenant ihr zugänglich wäre. Jetzt sitzt er freilich in der Frohnveste."

Der König blickte auf und erwiderte dann außerordentlich lebhaft darauf: „Also lassen wir ihn da."

Grix nickte; er jauchzte im Herzen, seine Rache an dem Spottvogel gefunden zu haben. Nachdem der König dies letzte Wort gesprochen, fühlte sich der Minister Herr über sein Opfer; er wußte nun den Schlüssel zu dessen Gefängniß in seiner Hand und war entschlossen, den glücklichen Bräutigam darin nach seinem Belieben schmachten zu lassen. Aber nicht nur die Freiheit wollte er ihm vorenthalten, auch sein Glück überhaupt, hoffte er, währenddessen zu zerstören. Das Lied auf den adligen Grix wollte er seinem Urheber theuer lassen zu stehen kommen. Um den von Seite der königlichen Freunde, Vallentins und Germersdorf, zu befürchtenden Einflüssen vorher schon entgegen zu wirken, fügte Grix nun noch im Tone des selbstgefälligen Rathgebers hinzu: „Die kleine Affaire mit Fräulein Meubring wird, ich will dafür sorgen, Majestät, Frau von Ottenhof übernehmen. In kurzer Zeit kann man dann vielleicht den jungen Mann schon wieder frei lassen, um sich bei seiner Braut zu erkundigen, wie sie sich in Allerhöchst-Dero Gesellschaft unterhalten hat. Dem Lieutenant ist überdies dann Gnade geschehen, läßt man ihn gelegentlich frei; er

müßte ja im Grunde wegen Widersetzlichkeit gegen seinen Kriegsherrn, wegen militärischer Auflehnung, — sähe man nachsichtig von Majestätsbeleidigung ab, — vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Ich befürworte aber Ihrer Majestät Milde gegen den leichtsinnigen Menschen. Auch," fügte Grix nach einem kleinen, effectvollen Zögern hinzu und nahm vom Schreibtisch das Schriftstück zurück, für welches er vorher die königliche Unterschrift so nachdrücklich verlangt hatte, „auch wäre der Vorfall geeignet, einen heilsamen Schrecken unter die ausgelassene Schaar der Cameraden des Lieutenants von Stein zu bringen. Sie bekehren sich vielleicht von selbst danach, und man könnte deshalb abwarten, ob dieser Erlaß noch nothwendig sein wird. Es wäre allerdings dafür Bedingung, den Uebelthäter mindestens eine gewisse Zeit in der Frohnveste büßen zu lassen, — nicht wahr, Majestät?"

Grix fragte dies, indem er eine Wendung zur Thür machte, wie um nach erhaltener Zustimmung sich sogleich zu verabschieden, und Witwulf, dem überhaupt die Art und Weise sehr gefiel, wie sein Minister den zweierlei Handel betreiben wollte, war auf's Höchste befriedigt darüber, daß derselbe sich mit dem Erlaß ohne Unterschrift davontrollte. So heiter als möglich nickte ihm der König denn zu, indem er antwortete: „Ganz recht, ganz recht, Grix, Sie verstehen Ihre Geschäfte. Ich möchte Ihnen wahrhaftig einen neuen Orden geben."

Grix verneigte sich, und ohne wie sonst wohl die gnädige Majestät wegen des Ordens beim Wort zu nehmen, zog er sich nach der Thür zurück, die Mappe unterm Arm. Plötzlich jedoch, eben als Witwulf hoffte, ihn los zu sein, blieb er stehen, machte wieder ein paar Schritte vorwärts und sagte mit der unschuldigsten Miene von der Welt, als habe er noch etwas vergessen: „Ja, Majestät, und mein Traum?"

„Träumen Sie ihn weiter," lachte der König.

„Ich bin zu Ende damit."

Grix stand unbeweglich, und Witwulf erkannte, daß er einen Unbeugsamen vor sich habe, der eine Schuld eintreiben wolle. Er war auch bereit, sie in der besten Laune zu zahlen.

„Grix," rief er, „wenn ich Sie nun in Verwunderung setzte?"

Der Minister neigte sein Haupt und entgegnete: „Da thäten Ihre Majestät an Dero ergebenstem Diener ein gutes Werk."

„Nun, ich werde es thun," fuhr Witwulf heiter, aber mit einem Zug tiefer Verachtung in seinen Augen fort. „Sie sollen dem armen Lieutenant von Stein die Erfüllung Ihrer ehrgeizigen Wünsche zu danken haben. Ich mache Sie zum Grafen Grix von . . ., nun, wie war es doch? Zum Grafen Grix von Grixengrix. Was liegt am Ende mir daran? Adieu, Herr Graf, mir soll's Recht sein, wenn Sie adelig sind."

Der so sonderbar ausgezeichnete Minister behielt die vollkommenste Ruhe.

„Mir auch, Majestät, mir auch," sagte er trocken, verbeugte sich, als sei es damit genug des Dankes, und entfernte sich, indem gegen den Ausgang zu seine Haltung und seine Mienen immer mehr an hochmüthigem Triumph ausdrückten.

Witwulf II. sah ihm nach, wie wenn er ein neues Recht auf die Verachtung der Menschen erworben habe.

IX.

Schon während des letzten Theils der Unterhaltung zwischen dem Könige und seinem Minister hatte sich langsam zuweilen eine Tapetenthür geöffnet und wieder ge-

schlossen, ohne daß es von ihnen bemerkt worden wäre. Diese Thür, im Hintergrund des Zimmers und durch davor stehende, hohe Pflanzengewächse verdeckt, öffnete sich jetzt hastig, und die liebliche Gestalt der Gräfin von Gallen huschte unhörbar herein. Sie trug einen Anzug von brauner Seide, einen schweren, mit Pelz verbrämten Sammetmantel darauf, ein reizendes Hütchen mit einer nickenden Reiherfeder auf dem Kopf, als wenn sie eben von der Promenade gekommen sei.

Witwulf, der wieder zu malen angefangen hatte, sah höchst verwundert auf, als sie ihr rosiges, nichts von der nächtlichen Orgie verrathendes Gesicht über seine Schulter neigte und ihn mit einem schelmischen Morgengruß störte.

„Du hier?“ fragt er sie, wenig freundlich. „Was willst Du denn um diese Zeit?“

Sie lächelte ihn mit ihrer unnachahmlichen Coquetterie an, warf dann einen Blick auf das Bild, in dem sie sich als Aphrodite ohne Sammetmantel und Seidenkleid sah, und sagte viel ernsthafter als ihr zuzutrauen, und in der Vertraulichkeit, die sie mit dem Geliebten im privaten Verkehr unter vier Augen gewohnt war: „Kannst Du Dir dies nicht denken, Witwulf?“

„Ich? Nein,“ erwiderte er nicht freundlicher als zuvor „wahrhaftig nicht.“

„Du hast diese Nacht den Lieutenant von Stein in die Frohnveste geschickt. Der Aermste!“

„Aha, das interessirt Dich noch immer!“

„Warum nicht? Es ist eine Laune von mir.“

„Zum Geier mit Deiner Laune! Darum mißbrauchst Du den Schlüssel zu jener Thür, um mich hier zu überfallen? Mitten in meinen Geschäften?“

Der König sprach dies außerordentlich ernst, sogar verdrießlich; aber dieser Umstand machte auf das reizende Modell zu seinem Bilde nicht den geringsten Eindruck.

„Ja,“ entgegnete sie höchst unbefangen; und während er saß und nicht weiter malte, ging sie auf dem Teppich ein paar Mal hin und wider und stellte sich, mit jeder Antwort herausfordernd, immer dicht vor den ihr jetzt nicht Erhabenen hin, mit ihrem Stumpfnäschen-Gesicht und bestrickenden Augenpaar alle Künste der Verführung versuchend.

„Du störst mich,“ schalt er weiter. „Verstehst Du mich?“

„Ja,“ wiederholte sie keck.

„Und das thust Du ausgesprochener Maaßen um dieses Lieutenants Willen, den ich in's Gefängniß geschickt?“

„Ja.“

Witwulf betrachtete den Kobold eine Weile mit einem gewissen Erstaunen. Er wußte nicht, ob er den Zwischenfall komisch oder ernsthaft nehmen sollte.

„Merkwürdig,“ versetzte er endlich, kopfschüttelnd. „Findest Du nicht? Erkläre mir doch.“

„Sehr gern, lieber Witwulf. Herr von Stein dauert mich.“

„Wirklich! Das ist ja sehr offenherzig.“

„Wenn Du ihn in das Gefängniß geschickt hast, so wirst Du ihn doch wieder herauslassen.“

„Ich denke gar nicht daran!“

„Ah, das wäre!“ stieß sie aus und warf ihre Lippen trotzig auf.

„Vielleicht,“ setzte Witwulf, der sich jetzt in einer ihn reizenden Ueberlegenheit bei diesem Spiel zwischen Katze und Maus fühlte, ebenfalls trotzig hinzu. „Vielleicht auch nicht.“

„Ich dachte mir aber, Du würdest ihn heute schon wieder in Freiheit setzen.“

„So? Dachtest Du?“

„Tyrann!“ fuhr jetzt die kleine Elfe heftig gegen den

König los, indem sie mit ihren zierlichen Händen allerliebste Fäuste machte. „Wenn man nun Dich einsperrte!“

Witwulf mußte zwar über diesen Einfall der wüthenden Grazie lächeln, doch blieb seine Empfindlichkeit über die so unverhüllte Parteinahme der Gräfin für den Gefangenen.

„Teufel!“ versetzte er spöttisch, „Du scheinst diesen jungen Mann wirklich für mich zu nehmen?“

„Ich will nur, daß er wieder frei sei. Es liegt eine schreiende Ungerechtigkeit darin, ihn gefangen zu halten, und dies empört mich.“ Sie mochte wirklich voller Entrüstung sein.

„Mich empört es nicht minder,“ sagte der König, „daß Du so sprichst.“

Sie ging auf ihn zu, legte ihre Hand auf seine Schulter und sah ihn mit den Augen eines Engels an. „Witwulf, wenn ich Dich nun bitte!“

„Ah,“ antwortete er, von dem Zauber ihres Madonnenblicks berührt, „dann verzeihe ich Dir.“

„Du wirst also den Lieutenant frei lassen?“

„Ich sprach eben mit Grix darüber. Er meint, es dürfte nicht sein.“

Sie machte eine Miene der Verachtung.

„Dieser Elende! Was fragst Du Den? Was geht dies ihn an?“

„Er meint, dies sei eine Staatsaffaire.“

„Das ist zum Lachen, Witwulf, wahrhaftig.“ Und abermals ihr Gesicht mit flehendem Ausdruck vor das seinige neigend, fügte sie hinzu: „Wenn ich Dich nun bitte, — versagst Du es mir?“

Der König wurde unruhig vor Verdruß.

„Ich sage Dir, es ist eine Staatsaffaire. Verstehst Du nun?“

„Also meinetwegen eine Staatsaffaire!“ rief sie zornig, schlug ihre Fäustchen in den braunen Glacéhandschuhen

ein paar Mal zusammen, und auch das Füßchen ließ sich stampfend auf dem Teppich vernehmen.

Da sprang Witwulf auf, nahm sie beim Arm und zog sie vor einen großen Spiegel, der in die Wand eingelassen war.

„Weib," rief er, indem er auf ihr Bild im Spiegel zeigte, „schau da hinein und sage mir, ob man mit solch' einem Gesicht von Staatsaffairen reden kann."

Sie sah sich in der That im Spiegel an und wandte sich dann zu ihm mit der naiven Frage: „Warum denn nicht?"

„Ah," entgegnete der König halb unmuthig, halb spöttisch und sie stehen lassend, „der Staat ist etwas sehr Ernsthaftes, und ich rede nicht gern ernsthaft mit Damen."

„Sie sind abscheulich, Majestät!" schmähte sie, von Neuem erbittert, und warf sich schmollend in einen Fauteuil.

Witwulf antwortete nicht weiter und setzte sich wieder vor die Staffelei. Er rührte die Farbe auf der Palette mit dem Pinsel. Mehrere Minuten herrschte tiefes Schweigen. Endlich unterbrach es die Gräfin.

„Witwulf!" rief sie in kindlich-schmeichelndem Tone.

„Käthi?" fragte er mit ihrem Vornamen ruhig zurück.

„Könntest Du nicht Herrn von Stein freilassen und dafür Fräulein Meubring einsperren?"

So unvermuthet diese Wendung war, und so wenig der König die Absicht der Gräfin dabei begriff, so kannte er doch ihre Liebhaberei für Finten in der Unterhaltung und wunderte sich deshalb über die jetzige nicht im Geringsten. Gewiß, daß ihm die Gräfin wegen des Gefangenen auf eine andere Weise werde beizukommen suchen hielt er sich, oft gewitzigt, seelenruhig auf seiner Hut.

„Nein," erwiderte er daher auf ihre Worte, ohne sie anzusehen. „Ich ziehe das Gegentheil vor, wie es ist."

„Gut," fuhr sie fort, „ich will nun darüber mit Dir

nicht weiter streiten. Aber sag' mir Eins: Was thätest Du, wenn jetzt Fräulein Meubring zu Dir käme?"

„Zu mir? Wie sollte sich dies machen?"

Witwulf wußte die Spannung, in welche ihn die Worte Käthi's nach Allem versetzten, was bezüglich Evelinens schon auf seine Phantasie gewirkt, zu verheimlichen. Er rieb seine Farbe auf der Palette weiter.

„Auf die natürlichste Weise," erklärte die Gräfin, indem sie, im Fauteuil hingestreckt, einen ihrer Füße auf dem anderen wippen ließ. „Fräulein Meubring ist die Braut des Herrn von Stein; sie liebt ihn, — ich glaube sehr; sie ist über seine Verhaftung empört oder verzweifelt; sie kommt deshalb hierher. um von Dir die Freilassung ihres Bräutigams zu erbitten. Ist dies nicht natürlich?"

„Das könnte allerdings möglich sein," entgegnete Witwulf, und schon erhitzte die Hoffnung sein Blut, daß auf solche Weise jenes Mädchen, auf welches man seit der verflossenen Nacht so eifrig seine Begierde gerichtet, ihm nahe treten werde. Was er sich davon weiter versprach, beunruhigte nicht sein Gewissen.

Die Gräfin erhob sich und kam auf ihn zu.

„Möglich?" rief sie lebhaft. „Nein, das ist schon ganz gewiß; denn ich selber habe soeben Fräulein Meubring hierhergeführt, und sie befindet sich wohl bereits im Vorzimmer."

„Das hast Du gethan, Käthi?"

Vergebens suchte der König, der den Pinsel fortlegte, eine Erklärung dieses Schrittes der Gräfin. Er sollte sie sogleich von dieser selbst erhalten.

„Mein Gott, ja," sagte sie. „Ich fuhr deswegen vor einer Stunde zu ihr, der Bedauernswerthen! Ich habe aus Sorge um sie während der ganzen Nacht schlecht geschlafen. Sie wußte ja gar nicht, was sich ereignet hatte und sie so nahe anging. Ueberhaupt hat im Hause des

Ober-Baudirectors noch Niemand eine Ahnung, daß aus dem Gaste des Königs von Bartelsburg dessen Gefangener geworden ist. Als ich Fräulein Meubring den Hergang dieser unseeligen Scene erzählte, gerieth sie außer sich. Ich bot ihr meinen Beistand an, um sie sogleich zu Dir zu führen. Mein Wagen hielt vor ihrem Hause, und so fuhren wir zusammen hierher, ohne erst unnützer Weise Jemanden im Hause davon zu unterrichten und über die Sache, die ja in einer Stunde wieder todt gemacht werden konnte, Lärm zu machen. Ich bin von meiner Wohnung durch den geheimen Gang dann zu Dir geeilt, um Dich auf diesen Besuch vorzubereiten."

„Das heißt, Du hast dieser Dame auf eigene Hand eine Audienz bei mir versprochen, um mir die Ohren voll zu lamentiren."

„Diese Dame, lieber Witwulf, ist sehr hübsch, und sie wird sich, wie ich mit ihr verabredete, in wenigen Minuten bei Dir anmelden lassen."

„So!" meinte Witwulf nachsinnend. „Da werde ich sie wohl empfangen müssen. Aber nun sage mir, Käthi, warum Du das gethan hast? Wie reimt sich Dein — sehr lebhaftes Interesse für den jungen Mann auf der Frohnveste mit diesem so rührenden Mitgefühl für dessen Braut?"

Die Gräfin lächelte listig.

„Es ist meine Großherzigkeit, die Alles erklärt," versetzte sie.

„Ei, ei, die wird doch wohl einen besonderen Grund haben!" spottete er.

„Keinen anderen, dächte ich, als daß Du ein Vergnügen an der Unterhaltung mit Fräulein Meubring — Fräulein Eveline — haben wirst, die Dir ja die Ottenhof und ihr langweiliger Schleppenträger Grix . . ."

Sie hielt in Uebermuth inne und heuchelte ein Niesen-

„Am Ende," fuhr sie dann boshaft fort, „noch gräflich Grixengrix, zuführen wollten."

Der König sah sie wegen der letzten Worte betroffen an. Woher kam sie zu dieser Anspielung? Hatte sie schon von der Gräflichkeit des Ministers gehört? Schlug sie nur auf den Busch? Ehe er noch zu dem Entschluß einer Frage darüber kam, trat der Kammerdiener ein und meldete Fräulein Meubring mit einer Karte der Gräfin von Gallen.

„Ich verstehe," kehrte der König lächelnd, ohne dem Diener schon Bescheid zu geben, auf das Gespräch mit der Gräfin zurück. „Du wolltest die liebe Ottenhof überholen und bringst das erjagte Wild selbst in die Höhle des Löwen. Ah, Du bist großherzig!"

„Nicht wahr?" spottete sie desgleichen. „So ist die rechte Liebe. Sie ist ohne Neid!"

„Schau, schau, Kleine! Diese Ansichten sind wohl im Hinblick auf Deine Passion für einen gewissen Lieutenant über Dich gekommen?"

„Was nützt mich ein gewisser Lieutenant," erwiderte sie keck, „wenn er im Gefängniß sitzt? Jetzt kannst Du ungestört seine Braut sprechen. Ich lasse Dich allein."

Witwulf sah sie nach der Tapetenthür eilen.

„Das macht Deinem Geist alle Ehre," rief er ihr in lustigster Stimmung nach und winkte dabei dem Kammerdiener, die Gemeldete einzulassen.

Sie wandte sich an der Thür noch einmal zurück. Ihre Augen funkelten seltsam wie in geheimer Freude. „Sei hübsch liebenswürdig," flüsterte sie zu ihm herüber. „Viel Glück — auf Wiedersehen!" Damit verschwand sie.

Fast in demselben Augenblick erschien Eveline Meubring unter der schweren Portière, und der Kammerdiener schloß leise hinter ihr die Flügelthür nach dem Vorzimmer.

X.

Eveline hatte in der That Alles, was sich auf dem Nachtfest im Wintergarten zugetragen, von der Gräfin Gallen erfahren. Nach einer in den holden Träumen einer glücklichen Braut verschlummerten Nacht brachte der neue Tag die erste und nur zu schwere Prüfung für sie. Es war überhaupt nach heiterem Abend ein Wetter plötzlich aufgezogen, welches seine vernichtenden Schläge auf das Haus Meubring entladen hatte, und die Insassen desselben erwachten, ohne eine Ahnung davon zu haben, was sie über Nacht verloren. Die tausendzüngige Fama hatte es schon in der Stadt verbreitet, unter die eigene Dienerschaft des Ober-Baudirectors, während weder er, noch seine Frau, noch seine Tochter etwas davon wußten. So zischelt gern das Unglück seinen Triumph in die Welt, und das Opfer selbst sieht oft noch nicht den Abgrund, in den es unrettbar stürzen muß. Am Tage zuvor pries noch ganz Bartelsburg den Reichthum und das Glück der Familie Meubring, und eine Fülle von Menschen hatte sich zu dem abendlichen Fest gedrängt, um Zeuge für Evelinens Verlobung zu sein. Als die Sonne von Neuem aufging, erklärten Alle, die ihre Nase schon aus den Schlafzimmern gesteckt, ihre frühere Meinung für eine Lüge. Schwatzten doch schon die Spatzen von den Dächern, daß der Ober-Baudirector ungeheure Verluste erlitten, und daß der Bräutigam seiner Tochter auf die Frohnveste gebracht worden sei, — ein Ereigniß, welches an sich die immer bereite Bosheit der Menschen zu den allerverschiedensten und verwegensten Verdächtigungen antrieb und auch auf einmal der plötzlichen und heimlichen Entfernung des Verlobten in der Mitte des Festes zu einer Bedeutung verhalf, welche sie am Abend, Dank der geschickten Ausreden der Braut wie ihrer Mutter, bei Niemandem gefunden.

Unbesorgt hatte Eveline den Mann scheiden sehen, den sie sich durch ihren Freimuth und die Macht ihres Herzens, — sie fühlte es, — selbst erobert. Nichts regte sich in ihrer Brust, nachdem er fortgegangen, als eine stolze Glückseeligkeit, sich mit ihm verständigt, sich ihm in dem Werth ihrer edlen Weiblichkeit geoffenbart, ihn in seinem besseren Innern erkannt zu haben. Sie trug ihr Glück als ein keusches Geheimniß mit sich in ihr Schlafgemach; sie erwachte damit, mit dem ersten Aufschlug ihrer Augen sehnsuchtsvoll nach der Stunde verlangend, da er wiederkommen und mit ihr weiter sprechen werde. O, was hat ein Herz, der ersten reinen Liebe eben erschlossen wie die im Morgenthau sich öffnende Rosenknospe, alles dem Geliebten zu sagen! Wie quälend ist die Lust, sich in zartem Saitenspiel auszutönen! Mit dieser Sehnsucht und diesem Entgegenjauchzen ihrer Seele kleidete sie sich an; sie schmückte sich ohne Absicht, nur im Instinct der Liebenden, welche in Allem dem Geliebten schön erscheinen will, schön bis zur Untadelhaftigkeit und Fehlerlosigkeit. So hatte die Zofe gestern, am Verlobungstage, nicht sich abzumühen gebraucht, das reiche, braune Haar zu ordnen wie heute. Eveline ließ immer wieder von Neuem die breiten Flechten legen, bis sie im Spiegel auf ihrer Stirn die Haarkrone sah, welche ihr Antlitz so schön, so stolz, so anmuthig dabei erscheinen ließ, wie sie es begehrte. Ein schweres, hellfarbiges Seidenkleid umhüllte die schwellenden Formen ihrer stattlichen Gestalt. Wahrlich, sie glich einer Königin, als sie aus dem Toilettezimmer in ihren kleinen Salon trat, um wie immer hier ihr Frühstück einzunehmen.

Kaum daß sie es beendet hatte, als man ihr die Gräfin von Gallen meldete. Im höchsten Maaße erstaunt über den, überdies so auffällig frühen Besuch einer Dame, die wohl einen Verkehr mit ihrer Mutter unterhielt, aber

ihr, der Tochter, seither fast fremd gewesen, empfing sie dieselbe. Die Gräfin hatte dem Könige richtig mitgetheilt, was sie Evelinen erzählt. Sie war eine nur zu getreue Berichterstatterin der dramatischen Scene, die sich zwischen dem vom Wein erregten König und Franz abgespielt; sie verschwieg ihr weder die Ursache davon noch die Worte, welche Franz zu Ehren seiner Braut gesprochen. Eveline hörte ihr mit Schrecken und doch auch mit geheimer Freude zu. Gab es einen höheren Beweis von der Liebe ihres Bräutigams für sie, von der Ehrenhaftigkeit seines Charakters, als wie er da fest und kühn den gemeinen Intriguen und dem Eigensinn des Königs getrotzt hatte? Er litt, er büßte nun um ihretwillen, — dieses Bewußtsein, wie sie es in stilles Entzücken versetzte, entflammte doch auch ihre Energie. Sie erkannte es ohne Besinnen als ihre Pflicht, für ihn zur Rettung Alles aufzubieten, der für sie in unverschuldetes Unglück gekommen. Sie fühlte, daß sie ihm Thatkraft schuldig war, und sie bedurfte der Berathung nicht, um den Entschluß zu fassen, sogleich zum Könige zu gehen, nicht wie eine um Gnade Bittende, sondern wie eine Beleidigte, welche berechtigt sei, Genugthuung zu fordern. Die räthselhafte und dämonische Natur der jungen Gräfin war ihr unbekannt, und sie forschte deshalb auch nicht nach den Motiven, welche dieselbe mit dieser Nachricht zu ihr geführt haben mochten. Die Gräfin verbarg auch ihren Teufel und zeigte ihr nur den Engel, der hilfreich und antheilvoll seinen Beistand anbot, ihre Beleidigung mit empfand, ihre Entrüstung reizte. Sie versprach ihr, sofort eine Audienz beim Könige zu erwirken; sie gab ihr ihre Karte, um damit in den Vorzimmern allen Widerstand zu beheben. In fliegender Hast, mit blitzenden Augen und glühenden Wangen vollendete Eveline ihre Toilette; jeder Augenblick, den sie noch versäumte, erschien ihr als ein

Verbrechen gegen den Geliebten, der ihretwegen im Kerker schmachtete und, in dem öden, düsteren Raum verzweifelnd, sehnsuchtsvoll vielleicht ihren Namen rief. Ohne Ahnung, was inzwischen über ihre Eltern gekommen, welche Netze die Hinterlist und Gemeinheit ihr selber stellte, eilte sie aus ihrer Wohnung, um die Banden ihres Verlobten zu zerreißen. Im Wagen der Gräfin kam sie nach dem Schloß, und während diese durch den geheimen Gang ins Cabinet des Königs drang, waffnete sie sich mit Muth, um eine Schlacht gegen denselben zu schlagen.

Der König erhob sich schnell von seinem Sitz vor der Staffelei, als er Eveline erblickte. Ihre hoheitsvolle Erscheinung fesselte sein Auge; er fand die Erwartete schöner, als er sich vorgestellt; kaum daß er einen Ausruf seiner Ueberraschung zurückhalten konnte. Eveline verneigte sich in vornehmer Gemessenheit, dann schritt sie stolz aufgerichtet mit herber, strenger Miene und großen, fest auf den König gerichteten Augen diesem entgegen.

„Majestät,“ sprach sie, ohne seine Anrede abzuwarten, „ich komme zu Ihnen, um Ihren Schutz anzurufen.“

Witwulf, schon durch den Ausdruck ihres Antlitzes und den auf ihn gehaltenen Blick einigermaaßen verwirrt, gerieth über diese Unmittelbarkeit eines so energisch ihm gestellten Verlangens noch mehr in Unruhe.

„Vermag ich es, mein Fräulein,“ entgegnete er, indem er eine wohlwollende Miene annahm, „so seien Sie überzeugt von meiner Bereitwilligkeit. Sagen Sie mir, gegen wen Sie meinen Schutz anrufen.“

Ohne Zögern, fast drohend, antwortete sie: „Gegen den König von Bartelsburg.“

Der König von Bartelsburg zuckte, wie von einem Schlage unvermuthet getroffen, zusammen. Betreten stand er da und wußte nicht sogleich, was er auf diese Worte erwidern sollte. Die Kühnheit der jungen Dame regte

seinen Stolz an, und doch erschien sie ihm in ihrem noch verhaltenen Zorn so bezaubernd, daß er seinen aufsteigenden Unwillen ohnmächtig zusammensinken fühlte. Oder war es die Macht ihrer moralischen Ueberlegenheit, vor welcher sein mahnendes Gewissen sich beugte? Er suchte seinen gewohnten leichten Ton wieder zu gewinnen, indem er endlich nach einem kurzen Räuspern sagte: „Sie müssen sehr viel von meinem Charakter halten, Fräulein, um mich bei mir selber anzuklagen."

„Ja, Majestät! Sie haben Herrn von Stein in's Gefängniß geschickt, weil er die Ehre seiner Braut — meine Ehre — vertheidigt hat. Bedarf es mehr, als Sie an diese Handlung zu erinnern, um dieselbe wieder gut zu machen?"

Witwulf hatte durch die Gespräche mit Grix wie mit der Gräfin kurz zuvor sich eine sehr unfreundliche Stimmung gegen den gefangenen Officier gebildet. Er besaß böswilligen Eigensinn genug, um ihn, wie Grix gerathen, auf der Frohnveste noch einige Zeit zu lassen, zunächst um die Gräfin damit zu ärgern; sodann reizte ihn das Spiel seiner Lüsternheit mit Eveline um so mehr, als er sie jetzt sah, und sie durch ihren herausfordernden Stolz seine Sinne vollends berückte. Ein solches Weib war ihm so neu und interessant, daß er mit wachsender Begehrlichkeit einen Sieg über sie erstrebte. Mittels des Gefangenen hoffte er zu seinem Ziel zu kommen, und je schwieriger er sich der so zuversichtlich auftretenden Braut in Erfüllung ihres Verlangens zeigte, desto sicherer rechnete er bei ihr auf eine Erfüllung des seinigen. In dieser Auffassung nahm er nun Stellung gegen sie.

„Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß zu sein," wandte er vorerst ein.

„Und warum nicht?" rief sie feurig. „Ist solche Gewißheit nicht völlig gerechtfertigt?"

„Ich, mein Fräulein, bin darüber in diesem Augenblicke noch gar nicht im Klaren.“

„Majestät,“ versetzte sie und trat ihm einen Schritt näher, „man hat mir genau erzählt, was sich in dieser Nacht zugetragen. Man wird mich nicht getäuscht haben. Herr von Stein war Ihr Gast, Ihr Gast zum ersten Male. Der Minister Grix hat ihn in dieser Eigenschaft sich als Opfer seiner Rachsucht erkoren.“

Witwulf zwinkerte mit den Augen und meinte: „Ihre Darstellung wird sehr lebhaft, ich muß gestehen.“

„Wenn es nicht wahr ist, was man mir gesagt, so belehren mich Ihre Majestät eines Besseren. Herr von Stein hat kein anderes Vergehen begangen, als sich als Ehrenmann gezeigt zu haben.“

„Nur weiter, Sie sehen, daß ich Sie mit galanter Nachsicht anhöre.“

Eveline scheute sich auch keineswegs, fortzufahren; sie schöpfte aus ihrer inneren Empörung genug des neuen Muths, um den sich zurückhaltenden, wie ihr dünkte, Ausflüchte suchenden König in die Enge zu treiben. „Ich wiederhole es, Majestät,“ sagte sie, „daß Herr von Stein keiner Schuld geziehen werden kann, womit seine Verhaftung zu rechtfertigen wäre. Man hat ihm eine Schlinge gelegt, und Sie sind es gewesen, Majestät, welche sie zuzog.“

„Ah, mein Fräulein!“

„Gewiß, es war Ihrer Majestät vorbedachte Absicht nicht; aber niedrige Menschen haben Dero Hand geführt. Gleichviel, das Unrecht ist geschehen, und ein übereiltes Wort seines Königs hat Herrn von Stein der Freiheit beraubt. In dieser Stunde hat mir die Gräfin von Gallen davon erzählt, und ich, die Braut des Gefangenen, bin zu Ihnen geeilt, Majestät, im Vertrauen auf Ihre Gerechtigkeit.“

„Das heißt?“ warf er ein.

„Die nicht zögern wird,“ setzte Eveline hinzu, „Herrn von Stein in Freiheit setzen zu lassen.“

„Hm,“ meinte Witwulf, der sie in unverkennbarer Leidenschaft fort und fort betrachtete, „Sie denken sich dies sehr leicht, Fräulein. Gerecht sein, ist wirklich schwer, viel schwerer, als es zu sein begehren. Lieutenant von Stein heute frei lassen, nachdem ich ihn diese Nacht erst habe verhaften lassen, — ah, würde ich, wenn ich es thäte, mich nicht dem allgemeinen Gespötte aussetzen? Ein König darf nicht Unrecht thun, — so muß wenigstens die Welt denken und sehen, sonst nimmt er Schaden in der öffentlichen Achtung.“

Diese seltsame Moral, die Witwulf ohne rechte Vorstellung dessen, was er sagte, zum Besten gab, machte Eveline einen Moment stutzen.

„Wie?“ entgegnete sie. „Ein Unrecht gut machen, sollte ein Unrecht für einen König sein und ihm in der öffentlichen Achtung schaden? Dies befürchten Ihre Majestät?“

„Gewiß, gewiß, das schwächt die Autorität. Stellen Sie sich nur auf meinen Standpunct, Fräulein. Ich darf nicht, wie jeder Andere, ein Unrecht, hätte ich es begangen, öffentlich eingestehen. Das wäre ein Fehler. Außerdem habe ich hier gar kein Unrecht gut zu machen, und was Sie als Gerechtigkeit von mir fordern, wäre Gnade. Ja, Gnade.“

„Gnade?“ fragte sie zweifelnd.

„Herr von Stein ist Soldat, Officier,“ gefiel sich Witwulf des Weiteren zu erläutern. „Es handelt sich bei ihm um einen Fall strafwürdiger Insubordination gegen mich, seinen obersten Vorgesetzten. Was einem Andern hingehen mochte, — einem Officier darf es aus militärischen Gründen nicht ungeahndet bleiben. Es widerstreitet

dem die Würde meiner königlichen Stellung. Wenn ich auch ihm verzeihen möchte, — das Militärgesetz verlangt erst den Proceß. Sehen Sie, daß es mir sehr schwer fällt, gerecht zu sein, wenn ich hier in der Nothwendigkeit wäre, Gerechtigkeit in Ihrem Sinne auszuüben. Ah, Sie sollten dies doch verstehen!"

„Nein," rief sie energisch. „Das verstehe ich nicht, Majestät. Vor diesen Scheingründen weiche ich nicht, — es sei denn, daß Ihre Majestät mir erklärten, Gewalt sei Gerechtigkeit. Nennen Sie mir die Schuld, die Herr von Stein gerechter Weise zu büßen hätte! Aber nennen Ihre Majestät strafbare Insubordination, was Herr von Stein beging, indem er eine unwürdige Zumuthung an seine Braut abwies, so bezeichnen Sie damit die Ehre Ihrer Unterthanen, die Ehre Ihrer Officiere als ein Freigut für Ihre allerhöchste Willkür. Verzeihen Majestät!"

Das muthige Mädchen stand wie eine hohe Richterin vor Witwulf. Er fand seine Lage so peinlich, daß er nicht weiter streiten wollte. Er mochte auch nicht den Beleidigten spielen. Sein Zweck war ein anderer, und, um demselben vortheilhafter Rechnung zu tragen, schlug er einen neuen, ihm entsprechender dünkenden Ton an. Indem er zärtlich seine kleinen, jetzt eigenthümlich glänzenden Augen auf ihr ruhen ließ, sagte er schmeichelnd: „Sie wissen für Ihren Bräutigam mit Feuer zu sprechen. In Wahrheit, diese Erregung hebt Ihre Schönheit. Ihre Wangen glühen, Ihre Augen — ah, wie empfinde ich Ihre Macht!"

Eveline rührte sich nicht. Befremden, Ungewißheit über die Absicht, in denen diese Worte gesprochen waren, aufsteigende Ahnung, vielleicht sich selbst gegen den König vertheidigen zu müssen, mit dem sie allein war, dies Alles hielt sie wie in einem Bann gefangen. Nur leuchtete es drohender aus ihren Augen.

Witwulf fürchtete sich nicht davor. Er näherte sich ihr, indem er wie trunken von seiner erhitzten Begierde fortfuhr: „Sie sind verführerisch, bei Gott! Verführerisch zu viel, um Ihnen nicht gefällig sein zu wollen.“

„Majestät,“ entgegnete sie, stolz zurücktretend.

Er ging schnell auf sie zu und erfaßte ihre Hand.

„O weichen Sie nicht vor mir zurück! Ihre Gegenwart berauscht mich, ich kann es nicht leugnen.“

Sie entzog ihm in vornehmer Ruhe ihre Hand und strafte ihn mit einem ernsten, vorwurfsvollen Blick. „Majestät,“ sagte sie dann, „Sie betonten vorher Ihre Würde. Welche Idee machen Sie sich von der meinigen?“

„Sie wollen sich doch nicht beleidigt fühlen?“ erwiderte er zudringlicher. „Verletzt es etwa eines Weibes Würde, verführerisch zu sein? Kann es Sie kränken, wenn ich dem Zauber erliege, den Sie ausstrahlen? Wollen Sie mich anklagen, schöne Eveline, weil ich mich als das Opfer Ihrer geheimnißvollen Macht fühle?“

„Ich bitte, Majestät,“ wies sie noch immer ruhig, aber mit vor innerem Aufruhr zitternder Stimme ihn in die Schranken, „sprechen Sie nicht weiter!“

Er lächelte sardonisch und rief alsdann: „Nicht weiter soll ich sprechen? Nicht weiter, und es sind die ersten Geständnisse meiner Leidenschaft, die ich Ihnen mache? Nein, ich will nicht in schweigender Bewunderung vor Ihnen stehen, sondern Sie sollen es wissen, daß Sie Macht über mich gewonnen.“

Witwulf sagte dies mit einer so großen Innigkeit des Tones, daß sie in der That die Gewalt bezeugte, welche seine Leidenschaft über ihn erhalten. Aber er verstand immer nur, seine Gefühle in's Sinnliche zu verlegen und sie als Hebel seiner Frivolität anzuwenden, mit welcher er Welt und Menschen, und in gewohnter Art die Frauen

behandelte. So klang es, indem er dreist seine Absichten enthüllte, auch jetzt häßlich von seinen Lippen: „Wir sind allein, Eveline; kein Auge, kein Ohr belauscht uns. Warum schweigen? Warum das unverhoffte Glück dieser Begegnung mit Ihnen leichtsinnig entfliehen lassen? O, Sie sind doch ein Weib und werden es nicht verleugnen können!"

Witwulf, der die Weiber zu kennen vermeinte, täuschte sich diesmal in doppelter Hinsicht. Er hatte sowohl die Listigkeit der Gräfin von Gallen vergessen, die sich nur bis hinter die Tapetenthür zurückgezogen hatte und zuweilen unbemerkt dieselbe vorsichtig öffnete, um zu horchen, und er verkannte auch die Züchtigkeit in Evelinen's Natur, die für sich selbst und nicht für Andere ihre Tugend war. Finster hörte sie auf des Königs Worte, und als er darnach wieder ihre Hand zu ergreifen versuchte, wehrte sie ihm mit dem unsäglich verächtlich gehaltenen Ausruf ab: „Sie vergessen sich, Majestät!"

Eine Wirkung übte dies freilich nicht auf Ihre Majestät. „Ihr Zorn," sagte er vielmehr leidenschaftlicher, „verschönt Sie! — Bleiben Sie zornig, und lassen Sie in diese Flammen mich hineinstürzen, um Sie davonzutragen. Ich scheue es nicht, im Kampf mit Ihnen meine Liebe zu bewähren. Ihr Zorn ist mir Sporn, und Sie sollen mein werden unter Gewittertoben!"

Eveline vermochte längst nur mit äußerster Anstrengung die Entrüstung zurückzuhalten, die sie erfüllte. Sie zwang sich auch jetzt noch, eisig kalt den Angriffen des Königs auf ihre Ehre zu begegnen. „Ich kam," versetzte sie, „um von Ihrer Majestät die Freilassung meines Bräutigams zu erlangen."

Witwulf nahm den Stich gleichgiltig hin.

„Ah ja, des Lieutenants Wetter von Stein. So lieben Sie ihn denn sehr?"

„Mehr noch," antwortete sie feurig, „seitdem ich weiß, daß er um meinetwillen ein Opfer der Willkür geworden ist."

„Wenn ich ihn nun freiließe," — und Witwulf, indem er diesen letzten Trumpf zog, flüsterte ihr so dicht seine Worte zu, daß sie seinen heißen Athem an den Wangen fühlte, — „aus Liebe zu Ihnen, Eveline?"

„Aus Gerechtigkeit, Majestät, nur deshalb," sagte sie und maß ihn mit ihrem stolzesten Blick.

„Er soll frei sein, gewiß, er soll frei sein und sogleich, — wenn Sie mich erhören. Eveline, ein Wort, ein Blick nur, der meine Liebe erwidert, und ich gehorche Ihrem Willen."

Verwegen schlang er dabei seinen Arm um sie und wollte sie an sich pressen. Aber Eveline hatte Kraft, sich von ihm loszureißen, und flammend und bebend vor Zorn, entfesselte sich die tiefe Empörung ihres Innern jetzt in den ingrimmigen Worten: „So ist es denn wahr, daß ein Weib Ihnen nicht nahen darf, ohne fürchten zu müssen, in freventlichem Sinn von Ihnen überfallen und in den Staub gezerrt zu werden?"

Ihr Busen wogte gewaltig, und die Erregung versagte ihr einen Augenblick, weiter zu sprechen. Der König war wie verblüfft von diesem Ausbruch ihrer Entrüstung. Eine tiefe Stille herrschte im Zimmer. Hinter der Tapetenthür lauschte das Ohr der Gräfin von Gallen.

Eveline raffte sich zu neuer Energie auf. Ihr übervolles Herz stieg wie von unwiderstehlicher Macht gehoben mit seinem Zorn und Stolz auf ihre Zunge und tönte sich in einer Verdammung aus.

„Majestät!" rief sie und richtete sich hoheitsvoll empor. „Jetzt habe ich Ihnen nur noch zu sagen, daß Sie mich tief beleidigt haben. Sie haben der Gewaltthat gegen meinen Verlobten die Krone aufgesetzt. Seien Sie stolz darauf, — war das wohl eines Königs würdig — eines

Königs, ja, der dazu geboren wurde, und der nichts ist für alles Gute, nichts für sein Vaterland, nichts für sein Volk, sondern Alles für seine Selbstsucht, für ein nichtiges, ekles Treiben, welches er mit dem Sonnenschein seiner Majestät beleuchtet! Elende Kraft dieser Majestät, die sich in Selbstvernichtung spreizt, und die, wenn sie auf Andere sich richtet, deren Schaam und Ehre räuberisch sich aneignet; die, eine Null in sich selber, nur eine Ziffer wird, wenn die Zahl von Buhlerinnen und wüsten Gesellen davor gestellt wird. Fluch dieser Majestät! Ich habe sie in der Nähe gespürt und kenne sie nun; ich habe ein Recht, sie zu verachten, und ich bin Tochter des Volks genug, um Ihrer Majestät diese Empfindung auszudrücken."

Witwulf, wie wenig er Anfangs geneigt gewesen, diesen unvermutheten Sturm ernsthaft zu nehmen, war mehr und mehr in förmliche Bestürzung darüber gerathen. Es schien ihm, als sausten Keulenschläge auf sein Haupt, und kaum vermochte er, als sie schwieg, im Antlitz fahl und mit den Augen sie anstierend, hervorzustoßen: „Sie vermessen sich?"

„O," schleuderte Sie ihm von Neuem entgegen, „ich habe mich vermessen, ja, Ihnen als Weib von Ehre die Wahrheit zu sagen. Ich bin auch auf Alles gefaßt, was darauf folgen könnte. Erproben Ihre Majestät Ihre Gewaltthätigkeit nun auch gegen mich, nachdem Sie sich so schmählich der Ritterlichkeit entschlagen konnten, in deren Voraussetzung ich Ihnen zu nahen wagte. Machen Sie Ihre Heldenstücke, Majestät."

Der König ging währenddeß im Zimmer auf und ab. Eveline wußte nicht, ob er seinen Grimm damit beschwichtigen, oder die Art seiner Rache an ihr ersinnen wolle. Da er in dieser Bewegung fortfuhr, obwohl er seinen Schritt mehr und mehr mäßigte und auch in Grübelei sich dabei zu verlieren schien, so verfolgte sie nach ihren

letzten Worten ihn mit ihren Augen, in denen noch die Flammen des Zorns und die Blitze der Verachtung spielten. Minutenlang währte diese stumme Scene. Durch den schmalen Spalt blickte hinter der Tapetenthür das Auge der Gräfin darauf.

Endlich war Eveline überdrüssig, auf eine Aeußerung Witwulfs zu warten. „Ich habe hier nichts mehr zu thun,“ sagte sie, indem sie sich gemessen verbeugte und dann der Flügelthür zuschritt.

Der König fuhr aus seinem Brüten auf und hielt seinen Schritt an.

„Halt,“ rief er, ohne sie anzusehen, gebieterisch ihr zu. „Sie gehen nicht.“

Eveline gehorchte. Furchtlos wandte sie sich zurück, und erwartete stolz, was erfolgen werde.

Witwulf hatte sich an sein Schreibpult begeben und ließ eilig die Feder über einen Bogen Papier gleiten. Er überlas das Geschriebene nochmals, indem er Goldsand darauf streute, dann ging er damit auf Eveline zu und sagte in ziemlich gezwungen klingendem Ernst: „Sie haben mir eine schwere Niederlage bereitet, und hier ist meine Capitulation, Fräulein Meubring. Herr von Stein ist frei, hier haben Sie den Befehl dazu, dessen Ausführung ich Ihnen anheimstelle.“

Er überreichte ihr das Papier mit einer grüßenden Neigung des Hauptes.

Eveline nahm es kühl und ruhig entgegen. Kein Zug in ihrem Antlitz veränderte sich, als sie es überlas. Sie bog das Papier zusammen und steckte es zu sich. Dann erst erwiderte sie, gleichsam herablassend: „Ihre Majestät haben ein Unrecht gut gemacht.“

Wie eine Fürstin zog sie sich darnach zurück und ging aus der Thür, die sie sich geöffnet.

Der König sah Eveline eine Weile nach. Er mochte

über seine Stimmung in diesem Augenblick sehr zweifelhaft sein; die beste war es sicherlich nicht. Aus dem Gemisch von Verlegenheit, von Unmuth und Gutmüthigkeit, das sich in seinen Zügen ausdrückte, sprach auch etwas Galgenhumor. Vielleicht gestand er sich, daß Eveline ein Bild von ihm entworfen, welches ihm durchaus nicht schmeichelte. Gern dachte er nicht weiter daran; aber er wußte im Augenblick nicht, was thun. Er wünschte mit seinem Freund Vallentin zu sprechen und sah nach der Uhr, ob die Stunde von dessen gewöhnlichem Mittagsbesuch nicht gekommen. Es war halb zwei; er mußte noch eine halbe Stunde warten. Er ging vor die Staffelei; aber Lust zu malen hatte er nicht, es gelüstete ihn vielmehr, das Bild der schönen Aphrodyte mit einem Fußtritt zu zerstören. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn in diesem Augenblick nicht das lebendige Modell der Aphrodyte sich ihm vor die Nase gestellt und mit dem verschmitztesten Koboldgesichte zu ihm gesagt hätte: „Nun, wie war das Schäferstündchen?"

Er starrte sie an, als wäre sie aus dem Fußboden emporgestiegen. Dann aber besann er sich, schaute nach der Tapetenthür, schlug sich mit der Hand vor die Stirn und rief: „Du hast wohl gehorcht?"

„Ich? Gott bewahre!" log sie mit engelgleicher Miene. „Aber ich bin neugierig darauf, wie das tête-à-tête gewesen; das ist doch sehr erklärlich bei dem Urheber davon."

Sie betrachtete ihn so unschuldsvoll als möglich, wie er sein Gesicht wieder in die gewöhnliche Nachlässigkeit zurückzubringen suchte.

„Mir kommt vor," neckte sie dann, „als habest Du eine sehr schlechte Laune."

„Sieh Dich vor," knirschte er zwischen den Zähnen, „daß Du sie nicht kennen lernst."

„Puh! das ist eine schöne Erhabenheit! Der helle

Undank dazu! Wie selten hast Du eine solche Morgen-Unterhaltung, wie ich Dir verschafft habe?"

„Den Teufel auch, dergleichen möchte ich nicht öfter haben!" platzte es aus seinem Munde.

„Wie? Hast Du kein Glück gemacht? Hat die schöne Eveline nicht einmal um ihres Bräutigams Willen Deine Liebenswürdigkeit anerkannt? Ah, wer wird dies glauben! Doch ich verlange nicht, daß Du aus der Schule schwatzen sollst. Aber was ist — mit Vergunst — mit dem Lieutenant von Stein?"

„Er ist frei," erwiderte Witwulf verdrossen; „darüber wirst Du auch zufrieden sein? Nicht wahr?"

„O," rief sie schalkhaft, „ich wußte es wohl, daß seine Braut diesen Preis davontragen würde! In der That, ich bin sehr zufrieden darüber."

„Nun geh!" brach der König, der sie jetzt gern los sein wollte, die Unterhaltung ab.

Doch die Gräfin, welche hinter der Tapetenthür so viel von der ganzen Scene zwischen dem König und Eveline gehört und gesehen hatte, daß sie darüber nach keiner weiteren Mittheilung begehrte, war aus einem anderen Grunde nochmals ins Cabinet gekommen. In dem merkwürdigen Charakter dieses Weibes lag wahrhaft Liebliches und Gefährliches, Edles und Gemeines, Gutes und Böses so nahe beieinander, daß sie es selbst durcheinander mischte, ohne es zu merken, und daß sie unwiderstehlich dem Zuge folgte, den ihr Sinn durch ihren Instinct erhalten hatte. Sie übte damit so wie durch die unglaubliche Offenheit, in welcher sie ihre gute und ihre böse Natur zeigte, den großen Reiz auf Witwulf aus, welcher nichts für berechtigter anerkannte, als nach seinen Einfällen das sonst zwecklose Leben möglichst unterhaltend hinzubringen. Sie wollte ihm nun die Bosheit enthüllen, zu welcher sie ihre schnell aufgewallte Leidenschaft für Franz getrieben,

und über welche sie mit der Freude eines Kindes, welches ein gefundenes Kleinod spielend im Unverstand zerbrochen, nachdachte, nachdem sie gelungen war.

„Höre einmal, Witwulf, was mir eingefallen ist!“ stellte sie sich wieder vor ihn hin.

„Was?“ fragte er gelangweilt.

„Es ist,“ fuhr sie fort, „von Fräulein Meubring doch sehr unvorsichtig gewesen, mit Dir eine Unterhaltung unter vier Augen eingegangen zu sein.“

Witwulf lächelte bitter.

„Daß ich nicht wüßte,“ meinte er. „Sie hat allein allen Gewinn davon gehabt.“

„Wer wird dies glauben, noch einmal? Man kennt Dich doch, Witwulf; Du bist ein arger Mädchenfänger und Weiberverführer. Ich sage Dir, man wird sich über diesen Besuch jener Dame bei Dir viel erzählen.“

Witwulf horchte mit sichtlichem Interesse auf, ohne zu begreifen, was seine Käthi mit ihrem neuen Einfall bezwecke.

„Die Menschen,“ setzte sie in heuchlerischer Naivetät hinzu, „sind so schlecht, Witwulf!

„Das ist wahr,“ nickte er ihr zu. „Du meinst, sie werden Fräulein Meubring verleumden?“

„Man wird sich doch erklären wollen, wie sie es erreichte, ihren Bräutigam sogleich frei zu bekommen! Grix,“ — sie nieste sehr auffällig, — „Graf Grix wird aus diesem Vorgang eine andere Rache schöpfen, um sich für die Freilassung seines Opfers zu entschädigen. Und erst die Ottenhof! Sie wollten doch Beide überdies Fräulein Meubring in den Augen ihres armen Bräutigams compromittiren.“

„Das ist nun vorbei,“ versetzte schnell der König. „Der dumme Streich ist auch dumm genug verlaufen. Reden wir nicht mehr davon.“

„Nur noch ein paar Worte, Witwulf; ich bitte Dich, mir muß es vom Herzen herunter.“

„Also was?“

„Wenn nun Herr von Stein davon hört, was doch nicht ausbleiben kann? Meinst Du nicht auch, daß er sehr, sehr unschuldig sein müßte, wenn er nach der Morgenvisite seiner Braut bei Dir noch etwas dagegen hätte, daß sie auch gelegentlich zu Deinen Abendgesellschaften komme?“

„Dies thäte mir eigentlich Leid um des Mädchens Willen,“ sagte Witwulf ernsthaft. „Sie ist wahrlich ein edles, ehrenhaftes Mädchen.“

Ein höhnischer Zug flog leicht über das rosige Gesicht der Gräfin und entschwand schnell davon wie der Hauch auf einem Spiegel..

„O ja,“ seufzte sie dann, „sie ist zu bedauern. Man erzählt auch, ihr Vater sei durch Bankerotte nnd unglückliche Speculationen um sein ganzes Vermögen gekommen.“

Wie?“ warf Witwulf erstaunt ein. „Dieser reiche Mann!“

„So heißt's. Und wenn es wahr ist, woran wohl nicht zu zweifeln, so wäre Fräulein Meubring auch die reiche Partie nicht mehr, auf welche Herr von Stein gerechnet hat.“

„Meinst Du? Und wäre dies Alles der Fall, was schließest Du darnach?“

Sie zuckte mit den Achseln, ging in einem großen langsamen Schritt bis zu der Pflanzengruppe vor der Tapetenthür und erwiderte, als sagte sie das Gleichgiltigste von der Welt:

„So, meine ich, wird Herr Wetter von Stein sich bedanken, sie zu heirathen und sie zu lieben.“ Dann lachte sie hell und höhnisch auf. „Wie unvorsichtig war sie,“

stieß sie dabei hervor. „Wie unvorsichtig! Hahaha, ich muß es ihr doch selber sagen!“ Und im Nu entfloh sie in den geheimen Gang.

„Satan!“ schrie ihr der König nach und lief unwillkürlich auf die Tapetenthür los. Er war in der That über die Bosheit dieses Weibes empört; eine edle Wallung entflammte sein Herz, indem er an Eveline dachte, deren Glück so tückisch untergraben worden war. Er wollte sie retten; dieser Gedanke erfaßte ihn plötzlich.

„Grüß Gott!“ ertönte lakonisch jetzt die Stimme des eingetretenen Freiherrn von Vallentin.

Der König flog ihm förmlich entgegen. „Du kommst mir wie gerufen!“ rief er und reichte ihm die Hand. „Die Hölle habe ich hier in meinem Zimmer gehabt, die Teufel haben mit mir gespielt! Vallentin, Vallentin, ich muß ihnen einen Strich durch ihre Rechnung machen! Hilf mir! Rufe mir den Germersdorf! Ich will Euch beichten!“

XI.

Während diese Auftritte im königlichen Palast stattfanden, ging es in dem Zimmer der Frau Ober-Baudirector von Meubring nicht minder aufgeregt zu. Die Dame des Hauses hatte sich eben mit der besten Laune an den Frühstückstisch gesetzt und die daliegende Morgenzeitung aufgeschlagen, als ihr Gemahl mit sehr verstörtem Gesicht und einer Handvoll geöffneter Briefe hereinstürmte.

„Da hat man die Geschichte!“ rief er und warf die Briefe vor den Platz seiner Frau. „Da ist ja nun Alles zu Ende! So mußte es also kommen, sagte ich's nicht oft genug? Schwindel, Schwindel! Aber Recht geschieht

dem, der sich in die Gefahr giebt und darin umkommt. Recht, ganz Recht!"

Er durchlief in höchster Aufregung das Zimmer, indeß seine Frau, verwundert und doch nichts Gutes ahnend, bald ihn, bald die Briefe anblickte. „Mein Gott, was ist Dir denn begegnet?" fragte sie ihn in möglichst unbefangenem Tone.

„Recht, sage ich," so machte er sich weiter Luft, „geschieht dem, der sich dem schnöden Mammon ergab und dann im Stiche gelassen wird! Gerechte Strafe für die Gier nach Reichthum ohne Arbeit! Lotteriespiel, Schwindel! Nun ist die Vergeltung da, und es ist gut; ich habe sie verdient!"

„Bist Du denn närrisch geworden?" schalt sie, ihre Unruhe verheimlichend. „Diese Aufregung! Was führst Du für eine Sprache?"

„O, Madame, es ist auch zum Närrischwerden! Oder vielmehr, es ist aus mit dem Närrischsein, und man muß wieder vernünftig werden. Du auch, Du Kluge, und ich und wir Alle mit Dir!"

Sie strafte ihn mit einem strengen, verweisenden Blick und versetzte: „Möchtest Du nicht erst erklären, wie Du zu solch ungewohnter Sprache kommst, um Dir darauf antworten zu können?"

„Ah, ungewohnte Sprache!" stellte er sich trotzig vor sie hin. „Was Du meinst? Ich sage Dir, laß jetzt Deine Hoffahrtspossen und Eitelkeitsspielereien! Diese Comödie ist aus. Mit all Deiner Weisheit, die Prahlsucht war, und mit all Deiner Vornehmheit, die elender Dünkel war, sind wir ins Elend gerathen."

Sie nahm einen nach dem anderen der Briefe und durchflog ihren Inhalt. „Aus Deinen Lamentationen erfahre ich Nichts," sagte sie dabei. Doch nur zu bald und

zu viel schien sie aus den Briefen zu ersehen. Sie erbleichte, und ihre Augen irrten unruhig und in fieberhaft werdendem Glanz über die Papiere.

Meubring bemerkte es wohl, und in der verzweifelten Stimmung, die ihn beherrschte, fand er dadurch neuen Muth, die bisher stets widerspruchslos hingenommene Oberherrschaft seiner Frau als Ursache des über ihn und sie gekommenen Leids anzuklagen.

„Bankerott, Madame," fuhr er fort. „Erfahren Sie es nun? Bankerott sind wir, das ist so gut wie gewiß. Nach der Hauendorfer Maschinenfabrik jetzt der Zusammenbruch der Bergwerksgesellschaft, in deren Actien Sie den größten Theil des Vermögens angelegt wissen wollten. O ja, es waren fette Jahre seither, fette Dividenden zu 30, 34, 40, 50 auf hundert — leichte Mühe, viel Geld einzustreichen! Die Papiere stiegen ungeheuer im Werth. Mit fünfzig gekauft, haben sie ja wohl einmal dreihundert gegolten. O wie stolz warst Du darauf! Wie viel hast Du Dir auf dies Glück eingebildet gehabt! Jetzt ist die Sündfluth da nicht bloß für uns, auch für Andere, für hundert Andere, das kann uns trösten! Ich habe es oft gesagt und wurde von Dir verlacht, Du warst ja die Kluge, die über alle Sorge Erhabene; Du konntest Dich ja nie genug spreizen mit Deinen angeborenen, vornehmen Auffassungen gegen meine bürgerliche Kurzsichtigkeit. Du verhöhntest mich ja so oft über meine kleinliche Moral, welche die Verlotterung des öffentlichen Lebens und der Gesellschaft beklagte, welche sittlichen Maaßstab an diesen Wurmfraß der Zustände anlegen wollte."

Er lachte unheimlich auf und zog ein Packet Papiere aus der Tasche. „Da sind für 700,000 Mark Actien dieser verschwundenen Bergwerksgesellschaft," rief er mit schneidendem Hohn und wehmüthig zugleich. „Kein Mensch,

der heut 700,000 Pfennig dafür gäbe. Da ist Deine Million, auf welche Du noch gestern so stolz warst, und sieh nach, ob Dir Jemand ein paar tausend Mark darauf leihen wird. Ihr großes papiernes Vermögen, Madame, ist Maculatur!"

Er schleuderte dabei das Packet mit den Actien auf den Fußboden.

Frau Meubring war in ihrem sonst so stolzen Selbstbewußtsein einen Augenblick völlig gebrochen.

„Entsetzlich!" tönte es klanglos von ihren zusammengepreßten Lippen. Doch sie fand die Energie ihres Geistes bald wieder zurück, und wenn sie auch den erhaltenen Schlag nicht zu verwinden vermochte, so erfaßte sie doch auch die Sorge, sich deshalb die Zügel ihrer gewohnten Herrschaft keineswegs entreißen zu lassen.

„Das kann nicht sein," ermuthigte sie sich selber. „Das ist eine unsinnige Panique. Ich glaube niemals, daß eine solche Verzweiflung, wie sie jetzt durch eine vorübergehende Krisis eingerissen zu sein scheint, gerechtfertigt sei. Daß Du," richtete sie ihre Worte nun in hochmüthiger Weise an ihren Mann, „in das allgemeine Geschrei mit einstimmst, daran erkenne ich wieder Deine, — wie Du eben so triumphirend gegen mich hervorhobst, — bürgerliche Kurzsichtigkeit. Man macht sich sonst nicht gleich mit der großen Masse im Urtheil gemein."

Aber dem Ober-Baudirector imponirte diesmal doch nicht die Sprache seiner Frau; im Gegentheil, er schien aus dem häuslichen Unglück die Kraft zu gewinnen, um seiner bisherigen Herrin den entschlossensten Widerstand zu leisten. „Nun ja, nun ja," antwortete er, „so mußt Du wohl reden, um nicht aus Deiner Rolle zu fallen. Doch diese Rolle dürfte ihre Ende gefunden haben. Rede weiter, — ich höre nicht mehr darauf! Tröste Dich in

Deinen hoffährtigen Phantasien, — ich gebe nichts mehr auf sie. O nein, Du sollst mich nicht mehr so schwach finden, des Hauses Ruhe und Ehre auf Karten zu setzen und um diese Güter zu spielen. Es ist eine Zeit des Schwindels abgelaufen, das ist klar, und daran änderst Du nichts, wenn Du auch das Gegentheil behauptest so lange, als Deine Lippen sich bewegen können. Auch wir haben nun unser Theil dahin und müssen den Leichtsinn, den Unverstand, den Schwindel büßen. Gottlob! rufe ich trotzdem; denn mir ist, als sei ich von einem Alp befreit, und ein Pact mit Satan gelöst, dem ich meine Seele verschrieben hatte."

Frau von Meubring war empört über solche Auffassung und versetzte heftig: „Ich begreife Dich wahrhaftig nicht. Wenn Alles so stände, wie Du es auszumalen beliebst, so wären wir ja geradezu verarmt?"

„Allerdings," schrie er ihr in's Gesicht, „sind wir verarmt."

Sie schüttelte zweifelnd ihr Haupt und entgegnete bestimmt:

„Wir sind es nicht."

„Nicht?" fuhr er in seiner verzweifelten Darlegung der Verhältnisse fort. „Nein, wir sind wieder arm geworden, das ist richtiger. Das große Papiervermögen ist wie eine Seifenblase geplatzt. Vielleicht retten wir aus dem Schiffbruch noch so viel, wie einst Deine Mitgift betrug. Du weißt selbst, daß man damit nicht zu den vermögenden Leuten zu rechnen ist. Wir werden also nichts Anderes an Einkommen haben, als was ich verdiene. Ich werde nicht mehr baronisiren und speculiren, sondern wieder arbeiten, wirklich wieder ein Ober-Bau-Director sein. Aber ich bin es zufrieden, gewiß, und ich tröste mich mit der aus eigener Erfahrung gezogenen Erkennt-

niß, daß der Reichthum, den nicht eigene Arbeit und eigenes Verdienst erworben, keine wahre Befriedigung und kein wahres Glück gewährt. Mich wirft der Schlag denn auch nicht nieder. Vielmehr rüttelt er mich auf aus strafbarer Schwäche. Fortan werde ich in meinem Hause auch nur meine Grundsätze zur Geltung bringen."

Er schien ein paar Zoll gewachsen zu sein, so richtete er sich vor seiner Frau empor. Sie verlor ihre äußere Ruhe nicht, und spöttisch bemerkte sie: „Das klingt ja wie eine Kriegserklärung. Die Wirkung dieser Unglücksfälle, ich muß gestehen, ist eine überraschende bei Dir."

„Ich denke," stimmte er, noch lebhafter werdend, zu, „jedenfalls eine heilsame. War ich doch mir selber nichts Anderes als ein wilder Trieb', welcher dem Fruchtbaum seinen Saft entzog. Jetzt fühle ich mich wieder Stamm, der in seinem Boden steht und sich aus eigenen Wurzeln nährt. Ich werde wieder ein Mann der Arbeit sein, ein schaffender Bürger des Staates und damit ein Mensch von Werth, von Achtung vor mir selbst, von Selbstbewußtsein — Mann im Hause!"

„Du könntest mich lachen machen, wäre unsere Lage nicht so ernst, und Dein Zustand, in den sie Dich versetzt hat, nicht geeignet, mich mit aufrichtiger Besorgniß zu erfüllen."

Meubring überhörte den Spott. Mit gefurchter Stirn ging er, die Hände auf dem Rücken, in dem Gemach auf und ab. „Mir ist vollständig klar," sagte er, „um was es sich jetzt handelt, und ich will Dir die Beweise dafür nicht schuldig bleiben."

„Ich bin sehr neugierig," versetzte sie und legte sich in ihrem Sessel nachlässig zurück.

„Da wir unser Vermögen verloren —" hob er an.

„Nehmen wir also einmal an!" unterbrach sie ihn.

Er blickte sie durchdringend und ernst an, als wolle er sich vergewissern, ob seine Frau ihre Zweifel nur heuchle.

„Nimm' es ein für alle Mal an," betonte er scharf. „Wir haben unser Vermögen in diesem Schwindelspiel verloren. Selbstverständlich werden wir uns nun wieder auf ganz bürgerliche Weise einschränken müssen. Dieses Haus können wir nicht mehr behalten; aus seinem Verkauf erhalten wir die Mittel, um noch schwebenden Verbindlichkeiten gerecht werden zu können. Unsere Dienerschaft entlassen wir, die Equipagen werden abgeschafft, Gesellschaften finden nicht mehr statt —"

„Und," schaltete seine Frau ein, „unsere Mahlzeiten werden auf die Hälfte eingerichtet, unseren Kleidern eine Elle abgeschnitten."

„Unnützer Spott," fuhr er zornig auf. „Reden wir ernsthaft; es ist alle Veranlassung dazu. Hast Du unter den jetzigen Umständen schon an die Verlobung Evelinen's gedacht?"

„Nun?" fragte sie, einigermaaßen gespannt, was ihr Mann darüber für einen Gedanken gefaßt haben könne.

„Nun, mein Gott, davon kann doch jetzt gar nicht mehr die Rede sein, — und ich bin herzlich froh darüber."

Frau von Meubring gerieth über diese Worte in solches Erstaunen, daß sie wirklich glaubte, ihr Mann habe an seinem Verstande gelitten. „Du bist von Sinnen!" rief sie ihm denn auch zu.

„Oder Du," schalt er auf sie ein. „Warum ist diese Verbindung geplant worden, von Dir geplant? Um Eveline zu einer Frau von Stande, zu einer Fran Wetter von Stein zu machen, und diese Ehre mit unserem Vermögen zu bezahlen. Da dies Vermögen aber nicht mehr vorhanden ist, da also auch von uns die 50,000 Mark für Be-

zahlung der Schulden des Herrn von Stein nicht mehr beschafft werden können, so versteht sich doch von selbst, daß dieses Abkommen sich wieder auflöst."

Unter dem Gewicht dieser Logik beugte sich auch Frau von Meubring. „Das wäre ja schrecklich!" fuhr sie auf. „Diese Schande!"

„Fasse Dich," suchte er sie zu beruhigen. „Es heißt jetzt alle Thorheiten und Phantastereien aufgeben. Herr von Stein wird und muß erfahren, wie es mit unserem Vermögen steht. Wir haben ihn gestern nicht getäuscht und werden ihn heut noch viel weniger täuschen. Ich denke, er wird froh sein, daß ihm eine Brücke zum Rückzug gebaut wird."

„Und Eveline! Das arme Mädchen!"

„Freilich ein armes Mädchen! Um ihretwillen könnte ich wohl klagen. Dennoch ist's ein Glück für sie, daß das Unglück noch so rechtzeitig gekommen. Sie ist eines besseren Looses werth, als an diesen leichtsinnigen Menschen verheirathet zu werden."

„Aber sie liebt ihn! Gewiß!" hielt sie ihm von Neuem vor.

Der Ober-Baudirector schüttelte energisch mit dem Kopf. „Warum sollte sie ihn lieben?" widersprach er. „Wie sollte sich dies schon gemacht haben? Sie ist ja ein Schatz, den dieser Mensch gar nicht zu würdigen weiß; sie war eine gehorsame Tochter und wurde seine Braut, weil Du es wolltest, und ich es nicht hinderte. Ihr kann es nun leider nicht erspart werden, zu erfahren, daß Herr von Stein sie nur um ihres Vermögens Willen heirathen wollte, und daß ohne dasselbe für ihn auch kein Grund mehr vorliegt, diese Ehe einzugehen. Er that es ja auch nur auf Befehl seines Vaters, und weil ihn sonst die

Schulden hier unmöglich gemacht hätten. Giebt's nun kein Geld, — trollt er sich bestimmt schnell davon, und sein Vater wird dies sehr vernünftig finden."

Sie erhob sich in nicht mehr verhaltener Erregung. „Dies willst Du Evelinen eröffnen?" fragte sie.

„Gewiß, sogleich!"

„O diese Schmach! Was wird die Welt dazu sagen? Mit Fingern wird man auf uns weisen! Nein, nein, es muß ein Ausweg gefunden werden!"

„Warum Schmach?" trat er ihr entgegen. „Weil wir den bürgerlichen Stolz haben, einen ehrenvollen Rückzug aus unserer unabwendbaren Niederlage zu nehmen und zu allernächst unsere einzige Tochter davor bewahren, die Frau eines leichtsinnigen Menschen zu werden? Ja, eines leichtsinnigen, gewissenlosen Gecken, der sich selbst nicht entblödete, vom Verlobungsfest weg, ehe es noch zu Ende war, seinen Schwelgereien nachzugehen, — von seiner Braut weg nach dem Wintergarten des Königs, wo dieser seine wüsten Orgien mit Buhldirnen und Säufern und Spielern zu halten pflegt! Ist dies nicht eine wahre Schmach für uns, für Eveline gewesen? Ist dies nicht allein schon triftiger Grund genug für eine ehrliebende Familie, eine solche Verbindung so schnell als möglich wieder zu lösen? Und so soll es sein, so will ich es, und nach meinem Willen wird es fortan gehen."

„Seine Frau sah ein, daß sie in dem Zustande von aufgewachter Energie, in welchem sich ihr Mann befand, mit ihren gewohnten Mitteln nichts über ihn vermöge. Es mußte Zeit gewonnen werden, um ihn wieder lenksamer zu machen. Sie erwiderte daher: „Du wirst gut thun, durch einige Tage des Nachdenkens erst wieder nüchtern zu werden. Wahrlich, ich sehe an Dir, daß auch das Unglück einen Menschen berauscht machen kann."

Er hatte nur flüchtig darauf gehört und schien sich selbst zu entscheidender That noch anfeuern zu wollen, ehe die Flamme seiner Erregung wieder erlösche. Er rief: „Wo ist Eveline?" und dabei drückte er nachhaltig den Knopf einer telegraphischen Zimmerleitung. „Ich werde mit ihr reden."

Der Diener erschien.

„Sagen Sie Fräulein Eveline," befahl er diesem, „daß ich sie hier zu sprechen wünsche."

„Das gnädige Fräulein," antwortete der Diener, „ist noch nicht wieder zurückgekehrt."

„Sie ging fort?" fragte der Ober-Baudirector verwundert, während seine Frau sichtlich sehr erfreut über diesen Umstand war.

„Frau Gräfin von Gallen hat sie besucht," berichtete der Diener weiter, „und mit dieser ist das gnädige Fräulein sehr eilig fortgefahren."

„Mit der Gräfin?"

„Zu dienen, Herr Ober-Baudirector. Es ist wohl schon zwei Stunden her."

Er winkte dem Bedienten, zu gehen. Dann wandte er sich in einem neuen Ausbruch von Erbitterung an seine Frau, die im Geheimen ebenfalls die Ursache dieses auffälligen Besuchs und dieser Ausfahrt ihrer Tochter zu errathen suchte.

„Mit dieser sauberen Gräfin!" rief er. „Von solchem Umgange darf auch nicht mehr die Rede sein."

„Mein Freund, wir leben in der Welt, wo sich auch mit uns mißliebigen Personen der Umgang nicht vermeiden läßt," erwiderte sie. „Die Gräfin Gallen ist, ich glaube wohl, leichtfertig; aber sie hat ein vortreffliches Herz, einen liebenswürdigen Charakter. Ich bin nachsichtig gegen menschliche Schwächen und achte die Vorzüge jeder Person

trotzdem. Die Gräfin hat deren genug, — sie ist ja von einer wahrhaft engelreinen Kindlichkeit des Gemüths."

Neubring hatte das Bedürfniß, sich auszutoben, und die ihm verhaßte Gräfin wurde denn jetzt um so heftiger von ihm geschmäht, je lebhafter seine Frau ihre Vertheidigung führte. In dem ehelichen Zank darüber schien die Hauptsache fast vergessen worden zu sein, bis plötzlich der Diener hereintrat und meldete: „Das gnädige Fräulein ist so eben mit Herrn von Stein angekommen."

„Mit Herrn von Stein?" fragten sich beide Gatten gleichmäßig erstaunt, als der Diener wieder fort war.

„Warum fährt sie mit der Gräfin Gallen aus," setzte dann der Ober-Baurath hinzu, „und kommt mit Herrn von Stein zurück?"

„Wir werden es erfahren," sagte seine Frau, die in dem mitangekommenen Verlobten ihrer Tochter einen willkommenen Bundesgenossen erblickte und in zurückgewonnener Zuversicht das Erscheinen des Bräutigams erwartete.

XII.

Eveline sowohl wie Franz traten leuchtenden Antlitzes in das Zimmer. Ein Abglanz von Wonne drückte sich in ihren Zügen aus, welcher der Ober-Bauräthin sogleich verrieth, daß zwischen ihnen ein wichtiges Ereigniß, ein freudiger Vorgang stattgefunden haben mußte. Ihr Gemahl, der sich darauf vorbereitete, die peinliche Mittheilung zu machen, übersah diese seelige Lust in den Augen der Gekommenen und lief seiner Tochter mit einem sehr ernsten Gesicht hastig entgegen.

„Ach, mein gutes, liebes Kind!“ rief er in aufrichtigem Schmerz ihr zu und erfaßte ihre Hand.

Sie sah verwundert auf diesen Empfang.

„Was ist Dir, Vater? Du bist bewegt, bekümmert?“

„Um Deinetwillen,“ antwortete er, sie an sich ziehend, „nur um Deinetwillen.“ Zwei Thränen hingen dabei an seinen Wimpern.

„Um meinetwillen?“ wiederholte sie, ungläubig das Haupt schüttelnd, und dann, als wolle sie den Widerspruch dieser ihr räthselhaften Sorge mit ihrer Stimmung ausdrücken, setzte sie innig, und zu ihrem Vater die Augen emporhebend, hinzu: „Und ich bin so glücklich in dieser Stunde!“

Meubring wurde durch diese Worte betroffen und noch mehr, als jetzt seine Frau an ihn herantrat und ihm zuraunte: „Hörst Du, sie ist glücklich!“

Er sah seine Tochter, indem er sie losließ, eine Weile an und fragte sie: „Weshalb aber? Was ist denn vorgefallen? Deine Augen glänzen, Deine Wangen glühen?“

Da eilte Franz, der bei Seite gestanden war, zu ihr und nahm triumphirenden Tones das Wort: „Ich will es Ihnen sagen, Herr Ober-Baudirector; denn an mir ist es, ihre edle That zu rühmen, wie es sich gebührt. Für mich hat sie ihren Muth gezeigt, den höchsten Beweis ihrer Liebe hat sie mir damit gegeben und mich beschämt. Aber ich bin kein Undankbarer. Nichts weiter wird fortan meine Seele erfüllen als der Ehrgeiz, solch eines Weibes mich würdig zu zeigen.“

Er preßte sie leidenschaftlich an sich und senkte seine strahlenden Augen in die ihrigen, und so sprachen sie stumm mit einander, während sowohl Herr wie auch Frau von Meubring nicht begriffen, was diese pathetische Scene

zu bedeuten habe. Je beruhigter aber die Frau darüber wurde, desto verlegener und beunruhigter zeigte sich ihr Gemahl.

„Das hört sich ja seltsam an," sagte er. „Mein Herr, Sie müssen mir dies besser erklären."

„Mit drei Worten ist es geschehen," erwiderte ihm Franz. „Meiner Braut Eveline verdanke ich die Freiheit. Sie hat mir das Thor der Frohnveste geöffnet."

„Was?" stieß Meubring entsetzt heraus. „Frohnveste!" Er prallte einen Schritt zurück und blickte argwöhnisch auf den jungen Mann.

„Ja, so eben kommen wir daher," entgegnete dieser und umarmte von Neuem die ihm zulächelnde Eveline. „An ihrer Hand habe ich den Kerker verlassen. O, Eveline! Es war mir, es ist mir, als habest Du mich aus diesem Gefängniß in eine neue Welt geführt."

Meubring konnte sich so leicht nicht fassen, die Sache sich nicht so schnell erklären. Was er annahm, war nichts Gutes für Franz. „In der Frohnveste!" rief er. „Aber wie sind Sie denn dahin gekommen? Aha, gewiß eine Rauferei gehabt, ein Duell, so etwas. Sie sind doch gestern Abend zu der Gesellschaft im Wintergarten gegangen, sagten Sie meiner Tochter."

„Es ist die Wahrheit, Herr Ober-Baudirector, und es ist auch wahr, daß ich dazu eigens vom Könige befohlen worden war. Ich ahnte nicht, daß man mir eine Falle damit gelegt, daß der Minister Grix es darauf abgesehen hatte, meine Ehre in derjenigen Ihrer Tochter zu beschimpfen."

„Wie?" mischte sich jetzt auch Frau von Meubring ein. „Das wird ja immer räthselhafter."

„Freilich," sagte ihr Gemahl bissig, „es wird äußerst räthselhaft. Meiner Tochter Ehre?"

„Allerdings, Vater," erklärte jetzt Eveline mit ernstem Nachdruck. „Herr von Stein hat meine Ehre gegen den König selber vertheidigt. Man hatte von ihm verlangt, mich eines Abends in die Gesellschaft des Wintergartens mit zu bringen. — Franz hat diese Zumuthung, welche dem König von dem Minister und Frau von Ottenhof eingeflüstert worden war, mit Entrüstung abgewiesen. Deshalb ließ ihn der König in die Frohnveste führen."

Meubring gerieth über diese Mittheilung außer sich. „Ist es möglich?" rief er. „Das hat man gewagt?"

„Die Gräfin von Gallen," fuhr Eveline fort, „besuchte mich heut Morgen, um mir dies Alles mitzutheilen. Ich verdanke ihrer liebenswürdigen Antheilnahme die Kenntniß Alles dessen, was sich zwischen Franz und dem Könige zugetragen. Sie war empört und kam mir entgegen mit ihrem Rath, Franz zu befreien und das Gewebe seiner Feinde zu zerreißen. Wir fuhren zusammen nach dem Schloß, und sie verschaffte mir sogleich Audienz beim König, der denn auch schließlich mir selbst den schriftlichen Befehl zur Freilassung des unschuldig Verhafteten in die Hände gab."

„Das thatest Du?" machte ihr Vater seiner Verwunderung Luft.

„So glaubte ich handeln zu müssen," betonte sie. „War denn Franz nicht um meinetwillen ein Opfer heimtückischer Ränke und fürstlicher Willkür geworden? O, wie glücklich fühlte ich mich, als vor der Ordre des Königs in meiner Hand die Thüren auf der Frohnveste bis zum Commandanten sich öffneten, und dieser selber mich nach dem Gefängniß führte, wo ich Franz seine Freilassung verkündete. So konnte ich doch durch die That erwidern, was er für mich gethan."

Neubring schüttelte den Kopf. Er durfte nicht länger zweifeln, daß Eveline aus Liebe zu ihrem Bräntigam so gehandelt, und daß dieser nicht minder ein gleiches Gefühl für seine Braut offen bewiesen hatte. Der Fall lag ganz anders, als er gedacht, und indem seine Voraussetzung zusammenfiel, kam er über sein Vorhaben in die größte Verlegenheit. Er räusperte sich, fuhr sich in die Haare und kratzte sich hinter dem Ohr. Seine Frau verfolgte diese Bewegungen mit triumphirenden Blicken, sie wollt jetzt am wenigsten die gerechten Gewissensbisse und Vorsätze ihres Gatten gelten lassen und hoffte, wie bezüglich seiner Ansichten über die Verlobten, so auch wegen der Vermögensverluste ihn des Irrthums zu überführen.

„Und Du,“ konnte sie sich nicht enthalten, ihn an seine erste Niederlage zu mahnen, „zweifeltest an dem Glück dieser Verbindung!“

„Hm,“ brummte er und fand daraufhin seine Sicherheit wieder, „das ist allerdings eine recht romantische Geschichte geworden. Wer hat auch so etwas denken können? Es thut mir jetzt beinahe Leid, daß es so gekommen ist. Aber darf ich es verschweigen, wie sich über Nacht die Verhältnisse geändert haben? Nein, ich darf es nicht.“

Er hatte diese Worte wie im Selbstgespräch geäußert; aber sie verfehlten auf das Brautpaar ihre Wirkung nicht. Die wieder sorgenvolle Miene des Ober-Baudirectors ließ Beide überdies ahnen, daß er ihnen eine üble Mittheilung zu machen habe.

Eveline ging zu ihrer Mutter und fragte leise: „Was ist's?“

Frau von Neubring machte ihr eine beruhigende Gebehrde, indeß ihr Gemahl, nachdem er in einem tiefen Aufseufzen seinen Muth gestärkt, sich an Franz mit fol-

genden Worten wandte: „Herr Vetter von Stein! Was ich heute weiß, habe ich gestern nicht gewußt. Die allgemeine Entwerthung der Speculations- und Anlagepapiere in Verbindung mit besonderen Unglücksschlägen hat mich so gut wie um mein ganzes Vermögen gebracht. Ich bin heut nicht mehr im Stande, meiner Tochter die versprochene Mitgift zu geben; ich bin auch nicht mehr in der Lage, wie ich mich verpflichtet, eine Summe zu beschaffen, die zur Tilgung Ihrer Schulden nöthig sein würde. Ich kann beim besten Willen mein Wort nicht mehr halten, und damit gebe ich Ihrem Herrn Vater das seinige, Ihnen das Ihrige zurück."

Eine peinliche Stille herrschte nach dieser feierlich klingenden Erklärung im Zimmer. Eveline stand bestürzt bei ihrer Mutter, die fragend ihr Auge auf Franz gerichtet hielt. Dieser war über des Ober-Baudirectors Eröffnung allerdings betreten geworden; doch ohne Verlegenheit entgegnete er ihm: „Herr von Meubring, verstehe ich recht, so wähnen Sie, daß die unglückliche Wendung Ihrer Vermögensverhältnisse auch auf meine Verbindung mit Ihrer Tochter zurückwirken müsse. Sie glauben mich geneigt, auf die Hand Evelinens jetzt zu verzichten. Sie irren sich!"

Ein Freudenruf entfuhr den Lippen der Ober-Baudirectorin. Eveline's Antlitz wurde von Schatten frei.

„Was für Gründe auch," fuhr Franz fort, „auf beiden Seiten mitgesprochen haben mögen, als diese Verbindung geplant wurde, — sie sind allesammt hinfällig geworden, nachdem wir uns Herz zu Herz gefunden."

Und auf Evelinen zueilend und sie an seine Brust ziehend, sagte er laut und mit leuchtenden Augen zu ihr: „Wir haben uns, Einer den Andern erobert; wir haben uns verständigt und uns noch einmal für uns selbst ver-

lobt. Herr von Meubring," wandte er sich zu diesem zurück, „mein Wort gehört nur Ihrer Tochter, nur ihr allein."

„Aber erlauben Sie," erwiderte Meubring lebhaft. „Sie sind jung, ein Brausekopf und wissen nicht zu rechnen. Ueberlegen Sie sich doch noch die Sache."

„Ich brauche Nichts mehr zu überlegen. Eveline ist meine Braut, und sie wird mein Weib. Gelt, Eveline?"

Erglühend in stolzer Freude, nickte sie ihm zu und drückte seine Hand. „Ich bin Dein!" rief sie dabei.

Meubring schüttelte wieder mit dem Kopf und hörte sinnend zu, was Franz noch weiter ihm entgegenhielt.

„Man hat unsere Verbindung im weisen Familienrath abgemacht gehabt, ohne uns zu fragen; wir finden nun, daß man in der That sehr weise gehandelt hat. So sind wir denn gehorsame Kinder und außerdem noch ein glückliches Brautpaar. Was nun die von Ihnen versprochene Mitgift betrifft, so wäre es freilich zu bedauern, sehr zu bedauern, wenn sie sollte verloren gegangen sein; aber ich zuerst werde mich darüber trösten. Ich werde meiner Braut jetzt eine andere und vielleicht eine reichere als Ersatz bieten — den Willen: die Kraft meiner Jugend nicht mehr in Leichtsinn zu vergeuden, sondern in Arbeit auszunutzen. Das wird meinen Vater in eine ungeheure Verwunderung setzen." Er lächelte dazu und blickte auf Eveline.

„Franz," sagte sie zu ihm, „diese Mitgift macht mich stolz."

Meubring schlug die Hände überm Kopf zusammen.

„Was soll man dazu sagen? Romantik, Liebesschwärmerei, die sich Luftschlösser baut!"

Im Stillen freute er sich aber und hielt Franz jetzt für einen vortrefflichen Schwiegersohn. Seine Frau dachte

etwa dasselbe, nur mit einer anderen Genugthuung. Für sie war es die Hauptsache, daß ihr Plan nicht zerstört, daß ihre Tochter Frau von Stein wurde, und, zufrieden darüber, sah sie ohne Beklemmung in die Zukunft.

„Meubring," klopfte sie ihm so traulich wie noch nie auf die Schulter, „es wird Alles wieder gut werden — nur Kopf oben behalten!"

In einer höchst überraschenden Weise wurde jetzt diese Familienscene durch den Eintritt des Dieners unterbrochen, der den Freiherrn von Vallentin und den Hauptmann Grafen von Germersdorf meldete, die auch Beide ihm auf dem Fuße folgten.

„Wir kommen im besonderen Auftrage Seiner Majestät," gab Vallentin, indem er artig grüßte, sogleich zur Erklärung seiner und seines militärischen Begleiters Anwesenheit.

Damit behob er aber keineswegs die Ueberraschung der Meubring'schen Familie. Der Ober-Baudirector ahnte nichts Gutes, nachdem er eben von dem Auftritt im Wintergarten gehört; seine Frau zeigte sich nicht minder beunruhigt, und auch Eveline blickte mit Mißtrauen, aber wie mit ihrem ganzen Stolz sich gegen jede neue Gefahr waffnend, auf die beiden Abgesandten des Königs.

Dieselben waren an der Thür stehen geblieben, und aus ihren Mienen konnte man die Art ihrer Botschaft nicht errathen. Ruhig, in der gewöhnlichen gutmüthigen Ironie, mit klaren, klugen Augen, zeigte sich das Antlitz des eleganten Freiherrn von Vallentin, wogegen Germersdorf in einer außerordentlichen und nichts weniger als heiteren Erregung zu sein schien. Seine scharfgebogene Nase hing blutroth in den hellblonden Bart hinein, und seine treuen, blauen Augen funkelten. Er sah aus wie ein gereizter Geier.

Nur Franz, der seine alte, lustige Stimmung wieder

gefunden hatte, war nicht im Geringsten über diesen Besuch verlegen geworden. Ehe noch der Ober-Baudirector das Wort zur naheliegenden Frage an Vallentin ergriff, hatte er schon diesen und den Hauptmann mit einem Händedruck begrüßt.

„Was sehe ich?“ rief er ihnen zu. „Sie hier, Herr Baron? Und Du, mein wackerer, lieber Hauptmann, dem Dein toller Pflegesohn gewiß eine schlechte Nacht bereitet hat?“

„Stimmt!“ knurrte der Hauptmann. „Und was für einen Tag hinterher! Daß Dich der Teufel hole mit Deinen dummen Streichen!“

„Du weißt also, wie ich frei gekommen bin?“

„Alles weiß ich vom König selbst, — er schickt mich ja hierher; denn es war wohl leicht zu errathen, daß der Tauber im Neste bei seinem Täubchen sein werde.“

Niemand der Familie Meubring war geneigt, diesen Scherz des biederen, ihr persönlich unbekannten Hauptmanns tröstlich zu finden; denn dieser schnitt dabei die ingrimmigsten Mienen. Beklommen und gespannt warteten sie das Weitere ab; Vallentin aber vertiefte sich in die Betrachtung mehrerer Oelgemälde an der Wand.

„Der König schickt Dich, Graf?“ fragte Franz nun auch seinerseits etwas verwundert. „Was will er denn noch von mir? Mich wieder einsperren lassen?“

„Das wäre nicht so schlimm, Franz,“ antwortete Germersdorf brummend und strich seinen blonden Bart. „Wahrhaftig!“

„Noch etwas Schlimmeres?“ drang der junge Offfcier jetzt in sichtbarer Beunruhigung weiter in den Hauptmann, dessen Gebahren ihn errathen ließ, daß er ihm einen Befehl zu übermachen habe, von welchem er sehr wenig erbaut war. „Rede doch!“

„Rede doch!“ schalt der Hauptmann. „Fluchen möcht' ich.“

„Ei, so fluche!“

„Donnerwetter!“ platzte Germersdorf heraus, und dann, in innerer Bewegung dicht zu Franz herantretend, sagte er mit Rührung in seiner Stimme: „Junge, der König meint's gut mit Dir, so sagt er, und ich soll's Dir sagen, Gott verdamm mich! So gut meint er's, — daß . . .“

Er stockte und knurrte einen neuen Fluch in seinen Bart.

„Was ist's? Nur heraus damit, Hauptmann; ich fürchte mich nicht.“

„Der König meint,“ hob Germersdorf nun wieder an, „es sei jetzt besser für Dich, Du bliebest nicht länger im Dienst.“

„Das heißt,“ entgegnete Franz auffällig ruhig, fast heiter, „ich bin entlassen.“

„Nun ja, so etwas heißt's — Donnerwetter! Aber es geschieht, weil es Seine Majestät gut mit Dir im Sinne hat, soll ich Dir sagen.“

„O, der König ist sehr gütig,“ spottete Franz.

„Versteh's Einer!“ zankte der Graf weiter. „Alles um dieser Bande Willen! — daß mich der Geier holte! Solch ein Auftrag! — denn, sagt der König, er will Dich aus den Netzen dieses verwünschten Grix, dieser nichtsnutzigen Weibsbilder wissen, und deshalb sollst Du frei sein können, aus Bartelsburg zu gehen so bald als möglich.“

„Aus Bartelsburg? So etwas wie Stadtverbot,“ lachte der junge Mann.

„Nimm's, wie Du magst; es soll zu Deinem Besten sein, meint der König. Ich nicht, wahrhaftig, ich nicht!“

Der Hauptmann betheuerte dies so lebhaft, daß Franz vollauf begriff, wie schwer ihm die Ausrichtung eines solchen königlichen Befehls geworden.

„Du meinst es nicht, Hauptmann, nein!" sagte er zu ihm und legte die Hand auf dessen Schulter.

„Und so etwas zum Frühstück vorgesetzt zu erhalten!" rief Germersdorf in komischem Zorn. „Ich hätte lieber diesen Grix aufgefressen! Aber der König sagt, es wäre das Beste für Dich — das, was ich Dir gesagt habe, ohne daß meine Zunge dabei gebrochen ist! Ich hätt's nicht geglaubt."

„Gräm' Dich nicht, Hauptmann," sprach ihm nun Franz zu, „ich bin ja ganz vergnügt über diese königliche Gnade."

„Was, vergnügt? Du bist doch auf der Frohnveste nicht betrunken gemacht worden?"

„Nein, ich sage es Dir ganz nüchtern, daß der König nur meinem Wunsch zuvorgekommen ist. Ich hätte gar nichts Anders von ihm erbeten."

„Oh!" rief Germersdorf vorwurfsvoll. „Undankbarer!"

„Nach Allem, was sich ereignet," entgegnete ihm der Gescholtene ernst und mit fester Stimme, „wäre ich nimmermehr noch im Dienst und auch nicht in Bartelsburg geblieben. Ja, mein edler Freund, es ist über Nacht auch in mir Alles anders geworden!"

Germersdorf hielt seine feuchtglänzenden Augen wie ein Raubthier auf ihn geheftet.

„Daß Dich! Und ich! Hab ich nicht für Dich Alles gethan, was ein Camerad für einen anderen zu thun vermag?"

Franz war aufrichtig gerührt.

„Das vergeß ich nimmer, Hauptmann, und ich scheide

ja auch nicht aus der Welt. Aber das alte Stück hat ausgespielt, es muß sein."

„Abtrünniger!" zürnte der Graf weiter und mochte vergessen haben, wo er sei, „bist Du der Wetter von Stein noch, der lustige Kerl? Bist Du mein Fränzl noch? Nein, man hat Dich verhext. O, ich hab's Dir vorher gesagt, was es für Unheil anstiftet, läßt man sich in ernsthafte Händel mit den Frauenzimmern ein! Siehst Du's nun ein? Ist's nicht wahr? Denk an diese letzte Nacht! Und nun gehst Du doch noch zu den Hammeln Deines Vaters!"

Franz ergriff seine Hand.

„Ja, so kommt's, und mein Weib wird mich über Alles trösten, was ich hier, was ich an Dir verliere. Du kennst sie noch nicht! Komm!"

Dabei zog er Germersdorf zu Evelinen hin und stellte ihn derselben vor.

Längst hatten sich Eveline sowohl wie ihre Eltern über die königliche Botschaft wieder beruhigt. Niemanden außer der ehrgeizigen Ober-Baudirectorin berührte das Mitgetheilte unangenehm. Meubring freute sich vielmehr darüber, und seine Meinung über Franz wurde während dessen Austausch der Gedanken mit Germersdorf zu vollständigem Respect. Eveline billigte Alles, was Franz erklärte, und was auch ihre Ansicht ausdrückte. Ihre Mutter freilich bedauerte, daß ihr Schwiegersohn nicht mehr als schmucker Gardelieutenant auftreten werde, und sie seufzte, als sie hörte, daß er freiwillig entschlossen war, Bartelsburg zu verlassen und sich mit ihrer Tochter auf das Gut des Vaters in der Provinz niederzulassen.

„Oh," flüsterte sie ihrem Manne mit sentimalem Tone zu. „Wie sie ihn liebt!"

„Nun ja," herrschte er sie an, „sie ist ja auch noch jung." —

Vallentin hatte sich von den Bildern abgewandt und näherte sich Evelinen, die versucht hatte, den weiberfeindlichen Hauptmann in scherzenden Worten für sich zu gewinnen. Er that sehr zugeknöpft und beklagte nur weiter, daß man ihn zu solcher Unglücksbotschaft auserkoren.

„Aber Sie sehen doch," sagte Eveline zu ihm, „daß Ihre Mittheilung gar keinen Kummer bereitet, Herr Hauptmann."

„Keinen?" klagte er. „Ist denn das nicht Kummer genug für mich?"

„Wenn es, wie ich bezeugen muß," richtete jetzt Vallentin in verbindlichster Weise das Wort an Eveline, „die Absicht Seiner Majestät war, einen verdrießlichen und beklagenswerthen Zwischenfall für Herrn von Stein diesem vergessen zu machen, so nicht minder Ihnen, mein Fräulein, die außerordentliche Hochachtung zu bezeigen, auf die Sie ein Anrecht haben."

Eine neue Spannung zeigte sich in den Gesichtern der Anwesenden, Germersdorf's ausgenommen, der an seinem feinen, blonden Schnurrbart drehte. Eveline ahnte, daß der König, durch sie beschämt, ihr eine Genugthuung zugedacht, gleichsam eine stille Abbitte an sie richten möge. Ihr bangte davor. Der Auftritt mit dem Könige kam lebhaft in ihre Erinnerung zurück und rief die Röthe von Zorn und Schaam auf ihre Wangen. Noch hatte sie nicht wieder daran gedacht, wenigstens nicht, um ihrer beleidigten Weibesehre dabei zu gedenken. In einem berechtigten Schaamgefühl hatte sie darüber gegen Franz geschwiegen, in einem erklärlichen Edelmuth wollte sie den König nicht bloßstellen, nachdem er unter ihren furchtbaren Worten reuig geworden und vor ihr, wie er gesagt, capitulirt hatte — auf Gnade und Ungnade ihrer Verschwiegenheit, dies konnte sie sich wohl hinzusetzen. Niemals, dies hatte

sie sich nicht vorgenommen, sondern es veranlaßte sie weibliches Zartgefühl gegen sich wie gegen den König zu solcher Zurückhaltung, würde sie ein Wort über jene Scene geäußert, nie mit einer Silbe verrathen haben, in welchem Kampfe sie die Befreiung ihres Bräutigams als Siegespreis davongetragen.

Was aber wollte nun noch der König, und warum schickte er ihr auf dem Fuße nach seinen Vertrauten, der sich als Ueberbringer irgend eines Auftrags an sie vor den Augen ihrer Eltern und ihres Bräutigams vorstellte? Wollte der Kammerherr vor diesen Zeugen auf eine Scene anspielen, die sie mit dem Schleier des Geheimnisses zu bedecken dachte, um weder ihre Beleidigung noch ihre erhaltene Genugthuung zur Kenntniß Anderer zu bringen? Sie zitterte im Geheimen; denn eine Anspielung darauf würde ihr Schweigen verdächtig gemacht, ihre Ehre in den Augen ihrer Eltern und des Geliebten vielleicht bloßgestellt und ihr eine beschämende Vertheidigung aufgezwungen haben. Der König selbst, glaubte sie aber, werde, darüber zu schweigen, den meisten Grund haben; — weshalb dann diese schnelle Sendung an sie? Dachte er durch irgend Etwas ihr das Geheimniß abzukaufen, so daß sie mit ihm in eine Beziehung gerieth, von welcher sie ihr Stolz abhielt? Oder, — auch dieser Gedanke durchblitzte ihr Hirn, — war der König dreist und frivol genug, durch seine Nachgiebigkeit sich die Hoffnung gesichert zu glauben, mit ihr auf anderem Wege zu seinem Ziel zu kommen und jetzt den ersten Versuch dazu zu machen? Sie fühlte über diesen Argwohn ihr Herz schlagen und begegnete dem Kammerherrn denn auch mit einer eiskalten Zurückhaltung.

„Mir?“ entgegnete sie ihm auf seine Anrede. „Mir — der König?“

Vallentin neigte sein Haupt und sagte dann leiser, mit bedeutungsvoller Betonung: „Der König fühlt sich gedrungen, sein Unrecht wieder gut zu machen."

„Es ist geschehen," preßte sie über ihre Lippen; denn ihr war, als seien diese Worte die Einleitung zu der gefürchteten Anspielung auf ihre Scene mit dem König. Mit aller Energie suchte sie ihre Bewegung zu meistern, und kühn, drohend, wie sie die vermuthete Gefahr erwartete, setzte sie hinzu: „Was noch? Was wäre mir der König schuldig?"

Vallentin, natürlich auch von dem letzten Vorfall eben so wie Germersdorf durch den König wohl unterrichtet, errieth die Empfindungen, welche in dem stolzen Mädchen aufgerufen worden waren. Mit feinem, weltmännischen Tact suchte er sie zu beruhigen und seinen Auftrag mit Erfolg auszurichten. „Seine Majestät," sagte er, „konnten nur annehmen, daß Herrn von Stein eine sonst in allen Ehren ihm gegebene Entlassung aus dem Dienst das beste Mittel sein werde, sich ihm anderweitig wohlwollend zu zeigen. Der König vermeinte, dies auch sogleich darthun zu müssen und Sie, Fräulein von Meubring, die Sie so ehrenvoll für sich Ihren Bräutigam direct bei Seiner Majestät zurückforderten, zur Mittlerin seiner Gesinnung erwählen zu dürfen. Deshalb beehre ich mich, Ihnen dies Schriftstück von des Königs eigener Hand zu überreichen." Er langte dabei einen Brief hervor und übergab ihn Eveline.

Noch befand sich Alles in höchster Spannung in ihr, und sie war bleich, ihr Auge drohender geworden. Sie nahm den Brief, und zögernd hielt sie ihn einen Moment in der Hand. Es war peinlich still im Zimmer, und Aller Blicke ruhten auf ihr. Da erbrach sie entschlossen

das Schreiben und überflog dessen Inhalt. Ein stiller Seufzer befreite sie darnach von ihren Besorgnissen.

„Eine Anweisung des Königs," berichtete sie laut über den Inhalt des Schreibens. „Eine Anweisung auf 100,000 Mark an die Privatschatulle Seiner Majestät — als Mitgift für mich."

Sie hielt gedankenschwer das Papier in der Hand, indeß die Anwesenden in einzelnen Ausrufen die Wirkung dieser Schenkung auf sich verriethen.

„Hunderttausend Mark!" rief Franz in der ersten Freudigkeit darüber, die verlorene Mitgift so unerwartet wieder gefunden zu haben, und hatte Lust, Germersdorf zu umarmen.

„O, welche Gnade Seiner Majestät!" jubelte Frau von Meubring in demselben Sinne.

„Warum? Warum?" fuhr aber der Ober-Baudirector mißtrauisch dazwischen.

Eveline wandte sich, völlig ruhig und wieder selbstbewußt, an den Kammerherrn. „Was kann Seine Majestät zu einer solchen Freigebigkeit gegen mich veranlaßt haben?"

„Seien Sie überzeugt, Fräulein, daß der König nur edlen Gefühlen folgte, indem er dieses Geschenk machte. Es ist ihm als das Passendste erschienen, zu Ihrem Glück etwas beitragen, seinen Antheil daran bethätigen zu können, und damit Ihrem Bräutigam seine Gnade, Ihnen seine besondere Hochachtung auszudrücken."

Eveline verstand wohl, was der Kammerherr für sie zwischen seine Worte legte: die besondere Hochachtung des Königs. Es war ihr eine Genugthuung; aber ihr Instinct wehrte sich unwiderstehlich dagegen, dieselbe in einer Summe Geldes in Empfang zu nehmen und damit Quittung über ihre beleidigte Weiblichkeit einem Manne auszustellen, der Frauenehre zu verachten, ein Recht zu haben glaubte, dessen

ganze Regierung gerade davon Zeugniß ablegte. Ihr kam es nicht zu Sinn, daß ihr Vater verarmt, und eine solche, ihr zufließende Summe in der That ein Glück für sie bedeute. Der König hatte offenbar, dachte sie, dies Geld zu ihrer Mitgift bestimmt, um davon die Schulden ihres Bräutigams, von denen er gehört haben mochte, zu bezahlen. So wünschenswerth ihr dies schien, und wie sie im Stillen anerkannte, daß der König auf diese Weise sein gegen Franz begangenes Unrecht gut zu machen gedachte, so wollte sie doch nicht, daß es um ihretwillen geschehe, und sie zu einem Dank an Den verpflichtet sei, dessen sie nur mit innerster Empörung gedenken konnte.

„Ich glaube es, Herr Baron,“ antwortete sie diesem deshalb; „ich danke Seiner Majestät dafür, aber ich nehme das Geschenk nicht an.“

Eine neue Erregung entstand bei den Anwesenden über diese Erklärung.

„Wie?“ rief Vallentin, der eine solche Ablehnung kaum noch vermuthet. „Sie nehmen nicht an?“

„Na,“ platzte Germersdorf heraus, „das ist doch eine richtige Weiberlaune!“

„Eveline,“ kam Frau von Meubring außer sich auf diese zugestürzt. „Welche Unbesonnenheit!“

Sie schüttelte sanft ihr Haupt und entgegnete: „Mir steht kein Anspruch auf solche königliche Gnade und Auszeichnung zu.“

Ihr Vater drängte sich nach diesen Worten zu ihr. „Recht!“ lobte er sie, Freude und Triumph in seinen Mienen, „gut, meine Tochter, brav!“

Wahrhaft ärgerlich ergriff nun Germersdorf den Arm seines jungen Cameraden. „Rede Du doch hier einmal,“ forderte er ihn auf. „Du bist doch der Mann, und Dich geht's, dächt' ich, an.“

Franz schüttelte mit dem Kopf. Seine anfängliche Freude war unter den Worten seiner Braut unmerklich in eine andere, schönere, ihn beglückendere übergegangen, und zärtlich und stolz sah er auf Eveline.

„Nein," antwortete er lächelnd seinem Hauptmann, „es ist ihre Sache."

„Pantoffelheld! Deine Schulden, Mensch! Hunderttausend Mark!"

„Ich fühle ihr nach, Hauptmann; sie hat Recht; gewiß, sie thut das Rechte!"

„Da schlag' der Donner d'rein! Was ist das für eine Ziererei und Düftelei!" schalt Germersdorf weiter. „Der König hat dem Esel Grix einen Grafen geschenkt, wahrhaftig Deinetwegen, Du bist Schuld daran; — warum soll er Dir nicht hunderttausend Mark Schmerzensgeld schenken. Das soll's bedeuten."

„Ich danke dem Könige," erklärte Franz ruhig, dem Zorne Germersdorf's widerstehend; „aber, Freund, ich will dem Könige nicht mehr verpflichtet sein."

Der Graf stampfte mit dem Fuß auf. „Das ist zu arg! Man hat den Menschen in der Frohnveste verwechselt."

Er hatte eben Lust, noch den eigentlichen Grund von Witwulf's Freigebigkeit anzuführen, den er wie der Kammerherr in Anwesenheit des Ober-Baudirectors und seiner Frau tactvoll bisher verschwiegen hatte, den nämlich, daß der König durch Gräfin Gallen von den großen Verlusten Meubring's erfahren und die Summe nur angewiesen hatte, um ihre darauf gestellte Berechnung zu vereiteln. Er konnte annehmen, daß weder Franz noch Eveline von diesen Verlusten schon etwas wußten und deshalb eine so schnöde Geringschätzung gegen die hunderttausend Mark an den Tag legten. Aber warum auch der Ober-Bau-

Director selber? Wohl verstand Germersdorf's ehrliche Natur die geheime Ursache der Ablehnung von Seiten Evelinens und konnte nicht umhin, Respect vor diesem Mädchen zu empfinden. Die ausdrückliche Bezeugung der königlichen Achtung, mit welcher ebenfalls der Intrigue der Gräfin entgegen getreten werden sollte, mochte Eveline zu wenig würdigen, da sie die Absichten der Gräfin ja gar nicht ahnte, und daß Franz kein Gewicht darauf legte, bewies hinlänglich die Verschwiegenheit, welche seine Braut bezüglich ihrer Erlebnisse mit dem Könige gehabt. An diesen Punct durfte also nicht gerührt werden, darüber war auch Germersdorf mit Vallentin schon vorher einig gewesen. Aber wenn man mit Evelinen darüber allein reden würde? Auch davon konnte man sich nichts versprechen; im Gegentheil, ihr Stolz würde sich um so schwerer beleidigt gefühlt haben. So begnügte sich denn der Hauptmann, dem Freiherrn von Vallentin eine bedenkliche Miene zu ziehen, die ausdrücken sollte, daß guter Rath hier theuer sei. Ueberdies war ein sehr heftiger Zwist zwischen Herr und Frau Meubring ausgebrochen, welche letztere allein den Entschluß Evelinens, das königliche Geschenk abzuweisen, beklagte und darüber dieser wie Franz und ihrem Gatten die schwersten Vorwürfe machte, wobei der Stand der jetzigen Vermögensverhältnisse von ihr denn auch nicht verhehlt wurde. Die beiden Vertrauten des Königs sahen sich auch damit in Nichts gefördert; denn Eveline beharrte auf ihrem Willen, ihr Vater lobte sie deshalb, und Franz war durchaus mit ihr einverstanden.

XIII.

Der unerquicklichen Scene wurde ein Ende gesetzt, als der Diener die Gräfin von Gallen anmeldete. Der Ober-Baudirector hatte nicht übel Lust, davon zu gehen, um sich ihrer Gesellschaft zu entziehen; aber er erinnerte sich, daß sie ihre Antheilnahme an dem Mißgeschick des Herrn von Stein in einer Weise bethätigt hatte, welche eine gewisse Verpflichtung gegen sie auferlegte. Wie widerwillig Neubring dieselbe auch anerkannte, er sah doch ein, daß er seine Empfindung bemeistern müsse. So wurde denn die Gräfin aufs Zuvorkommendste empfangen, obwohl bei Allen ihre Anwesenheit das peinliche Gefühl erweckte, daß sie an eine Schuld der Dankbarkeit mahne, zu früh und zu herausfordernd, um nicht absichtlich zu erscheinen. Vallentin und Germersdorf aber waren gespannt, was vorgehen würde, ob und wie dies dämonische Wesen seine vom Könige ihnen mitgetheilte, boshafte Absicht ausführen werde, ob und wie sie selber in diesem Falle sich zum Schutze des ahnungslosen Mädchens einmischen könnten, welches ihnen eine aufrichtige Verehrung abgewonnen hatte.

Gräfin Gallen stutzte freilich, als sie beim Eintritt die beiden Vertrauten des Königs sah, die sie in hofmäßiger Artigkeit stumm begrüßten. Dann jedoch nickte sie ihnen mit einer kindlich unbefangenen Vertraulichkeit zu und ließ sich durch deren Gegenwart nicht weiter stören. Ihre Absicht stand fest, und sie änderte nichts an dem, was sie sich vorgenommen hatte. Sie folgte keinen Ueberlegungen, sondern Instincten, die allmächtig über sie waren, und denen sie sich mit einem völlig fatalistischen Sinn unter-

warf. Als sie aus dem Cabinet des Königs, dem sie offen von ihrer abscheulichen Absicht gegen Eveline und deren Liebesglück gesprochen, durch den geheimen Gang in ihre im Schloß befindliche Wohnung gelangt war, hatte sie sich auf ein Sopha geworfen und versucht, nachzudenken über Alles, was geschehen, und was sie vorhabe. Ein Gewissen sprach nicht in diesem elfenzarten Weibe mit dem unschuldvollsten Kindergesichtchen; es war ein unwiderstehlicher Reiz, der sie antrieb, sich aus einem Engel in einen lachenden Teufel zu wandeln, der Böses that und naiv die Wirkung davon betrachtete, wie etwas, was sich nicht ändern lasse. In ihren Sinn war einmal das Verlangen gekommen, Franz zu lieben, auch wenn er sich dessen erwehre; ihre Leidenschaft für ihn hatte sich schnell entzündet und mit lohender Flamme ihr Inneres erfüllt. Er mußte diese Liebe kennen lernen, von ihr, wie es auch sei, besiegt werden. Nur deshalb, weil er Eveline liebte, haßte sie diese, nicht, weil sie seine Braut geworden. Für sie bildeten dergleichen moralische Verhältnisse nur Formen, über welche die Neigungen frei hinaus treten dürften. Da aber Franz von dieser Freiheit, wie sie errieth, nichts wissen wollte, so bemühte sie sich, die Form, in die er sich fügte, zu zersprengen; sie wollte Eveline für ihn unmöglich und ihn damit frei machen, sicher, sich dann seiner bemächtigen zu können. Es war ja die Macht, dies zu thun, in ihrer Hand, und nichts in der Welt hätte sie davon abzuhalten vermocht. Ein dämonischer Instinct trieb sie unaufhaltsam ihren Zielen zu, und hätte sie auch den Abgrund gesehen, in den sie auf dem Wege dahin stürzen mußte. „Satan!“ so hatte sie den König ihr nachrufen hören und darüber herzlich gelacht. Es gefiel ihr sehr, Satan zu sein, und in der Wollust dieser Empfindung

ließ sie sich von ihrer Zofe ihre Kleidung wechseln, legte statt des seidenen ein rothes Sammtkleid an, warf einen Burnus von Lama darüber, setzte aufs Haupt ein Pelzbarett mit hochstehendem Federstutz und sah in diesem Costüme in der That bizarr genug aus.

„Eine Satanella," kicherte sie vor dem hohen Spiegel, in dem sie sich selbstgefällig noch einmal betrachtete; „eine Tochter des Teufels!"

Sie hatte die unschuldigste Freude von der Welt an dieser Eigenschaft, die sie sich selber beilegte. Wäre sie nur eine gewöhnliche, listig berechnende Intriganten gewesen wie die Ottenhof, so würde sie ruhig im Hintergrunde abgewartet haben, bis das Werk der Verleumdung durch Andere geschehen, und der Bruch zwischen Franz und Eveline dadurch erfolgt sei. Sie hätte dann allen Gewinn davon ziehen können, den sie beabsichtigte, und würde zudem in den Augen des von ihr begehrten jungen Mannes so vortheilhaft gestanden haben, daß er um so leichter in ihre Netze gefallen wäre. Aber gegen solche Falschheit empörte sich ihr Stolz, der offen und selber auch böse Streiche zu begehen trachtete. Sie selber wollte in ihrer Art die Verleumdung Evelinens anbringen, ihr in die Augen hinein; darin lag die dämonische Lust dieses eigenthümlichen Weibes. Einen Kampf bestehen als eine Böse gegen das Gute, oder auch umgekehrt, wie sich Gelegenheit gab, — dafür bot ihre Natur Leidenschaften, Witz, Geist und Gefahren auf. Wer außerdem konnte Eveline so teuflisch und so herztödtend verleumden als sie, welche die einzige Ohrenzeugin ihres Gesprächs mit dem König gewesen? Allen Anderen vermochte Eveline entgegen zu halten, daß sie lügen; aber gegen ihre Lügen mußte sie wohl verstummen, wenn sie ihr bewies und ausdrücklich erklärte, daß sie den ganzen Vorgang belauscht hatte. Und

dies wollte sie; in dem Erstaunen, dem Entsetzen, der Bestürzung, der Verstummung, der Vernichtung ihres Opfers vor ihrer satanischen Bosheit, mit der sie aus einem vermeintlichen Schutzgeist sich in eine grausame Feindin verwandeln würde, — darin lag der unwiderstehliche Reiz, dem sie folgte, und der ihr schon einen Vorgeschmack ihres Triumphes genießen ließ, als sie das Brautpaar, wie erwartet, antraf und dazu noch eine Zeugenschaft für ihre Verleumdung, welche deren Erfolg unzweifelhaft sein lassen mußte.

In ihrer liebenswürdigen Coquetterie mit grüßendem Lächeln eilte die Gräfin Gallen direct auf das Brautpaar zu und sagte dabei: „Allgemeine Freude im Hause! Darf ich auch meinen Glückwunsch darbringen?"

Das klang so kindlich, so herzlich, so natürlich, daß es sofort die geheime Befangenheit der Anwesenden über ihren Besuch benahm und selbst den Ober-Baudirector günstiger für das verführerische junge Weib stimmte.

„O Frau Gräfin!" bewillkommnete sie Frau von Meubring auf's Lebhafteste. „Was danken wir Ihnen!"

Sie drückte flüchtig die ihr dargereichte Hand derselben, warf Evelinen, die zu ihr trat, neckisch einen Kußfinger zu und war mit einer graciösen Wendung plötzlich dicht an der Seite des jungen Officiers.

„Herr Vetter von Stein," redete sie ihn an, und ihre engelsanften Augen mit dem wundersamen Feuer hoben sich in nur zu deutlicher Sprache dabei zu den seinen empor; „da sind Sie also wieder."

Franz war Kenner der Weiber genug, um zu verstehen, was die Gräfin für ihn empfand. Er wußte es schon seit dem Abend zuvor aus ihren freimüthigen Andeutungen, und wie sie ihm, der alle frühere Frivolität auf einmal in dem aus dem Herzen aufgeschlagenen Feuer reiner

Liebe verbrannt hatte, hierbei anstößig erschienen war, so wirkte ihre jetzige unverkennbare Zudringlichkeit noch viel peinlicher. Aus Verliebtheit in ihn hatte sie bei der nächtigen Scene den Schild über ihn halten wollen und dem Zorn Witwulfs muthig eine Weile getrotzt; aus demselben Grunde war sie am Morgen zu Eveline gekommen, hatte ihr Bericht erstattet und schnell eine Audienz beim Könige verschafft, wodurch seine Freilassung erfolgte. Franz machte sich daraus kein Hehl; aber er wollte der Verführerin nicht dankbar dafür sein und ließ für sich nur mit geheimem Unwillen aus Höflichkeit eine Verpflichtung gegen sie zu, an die sie ihn jetzt in so kecker Naivetät mahnte. Zurückhaltend und kühl antwortete er ihr deshalb: „Sie haben, Frau Gräfin, mich wider meinen Willen zu Ihrem Schuldner gemacht.“

„Wider Ihren Willen?“ versetzte sie in anmuthigstem Vorwurf. „Bedauern Sie es etwa?“ Und, sich näher zu ihm neigend, fügte sie halb flüsternd hinzu: „Konnten Sie denn wohl zweifeln, daß ich ein Mittel unversucht lassen würde, Sie wieder schnell aus der Gewalt Ihrer Feinde zu befreien?“

Franz wurde über diese Offenherzigkeit der Gräfin in Gegenwart seiner Braut, ihrer Eltern, der beiden Freunde, einen Moment völlig verwirrt. „Ich habe,“ stammelte er, von ihr zurücktretend, „solchen Gedanken wirklich nicht gehabt.“

Sie wollte ihm kein Mitleid gewähren und trat wieder an ihn heran, schmeichelnd und schnippisch zugleich ihm sagend: „Ah, nach unserem Gespräch gestern Abend ist dies — sehr unschuldig von Ihnen, Herr von Stein.“

Immer befremdlicher hatten auf die Anwesenden diese Worte gewirkt. Eveline's Herz schnürte sich zusammen, und sie wußte nicht, was sie von der Gräfin, die nur

ihren Verlobten zu beachten schien, denken sollte. Ihre Mutter selbst konnte ihre Verlegenheit nicht verbergen, und ihr Vater starrte die Sylphe an, schon Zorn in seinem Antlitz verrathend. Vallentin und Germersdorf wechselten beredte Blicke mit einander, die sie gegenseitig versicherten, daß die Gräfin mit voller Absicht diese Rolle spiele.

Dieselbe fuhr in der That unbeirrt und ohne die Anwesenheit der Anderen zu berücksichtigen, in immer vertraulicher werdendem Tone in ihrer Zwiesprach mit dem gepeinigten Bräutigam fort: „Wie garstig mußte das Ende des gestrigen Abends sein, nicht wahr, Herr von Stein?"

„Und dennoch," nahm er darauf nachdrücklicher Stellung gegen sie, „ohne diesen Zwischenfall, Frau Gräfin, hätte ich heute nicht einen für mich so kostbaren Beweis von der Liebe meiner Braut erhalten."

„Nur Ihrer Braut?" wagte sie, ihm zulächelnd, einzuwerfen.

Er wandte sich von ihr und entgegnete mit einem Anflug geringschätzenden Spottes: „Ihnen, Frau Gräfin von Gallen, wird Ihr schönes Verdienst alle Genugthuung bieten."

Sie wollte nun, nachdem sie so hinterlistig den Stachel in Evelinens Herz gesenkt, sich erinnern, wo sie sei, um ihn bis an das Leben derselben zu stoßen. Plötzlich ging sie auf Eveline zu. „Wahrlich, ja!" rief sie. „Ihnen, meine Liebe, muß ich ja noch besonders meine Gratulation machen. Sie haben eine köstliche Unterredung mit dem Könige gehabt; Sie haben sich vorzüglich dabei benommen — vorzüglich! Ich hätte zu Ihrem Beifall in die Hände klatschen mögen."

„Sie?" erwiderte Eveline, voller neuem Erstaunen. „Wie denn? Woher wissen Sie?"

Die Gräfin zeigte ihr ein reizendes Schelmengesicht und versetzte: „Halten Sie mich denn gar nicht für neugierig bei einer so seltenen Gelegenheit? Glaubten Sie wirklich, ich nehme nicht das größte Interesse an einem Zwiegespräch zwischen Ihnen und dem Könige in dessen Cabinet? Es giebt eine Thür darin, die man nicht sieht, und hinter der man vortrefflich Alles belauschen kann, was im Zimmer Sr. Majestät vorgeht. Nachdem ich Sie beim König angemeldet, habe ich denn auch an diesem geheimen Platz mit meinen Augen und Ohren eine ganz ungeahnte Zeugin dieser allerliebsten Unterredung abgegeben."

„Sie haben gehorcht?" entgegnete Eveline darauf, ihre Entrüstung und Verachtung unterdrückend.

„Sind Sie böse darüber?"

„Frau Gräfin, hätte ich gewußt, daß Sie horchten, ich würde nicht anders gesprochen haben. Es kann mir gleichgiltig sein, ob Sie davon Zeugin gewesen sind, oder nicht."

Aber das Purpurroth, welches in ihr Antlitz bis zu den Schläfen geschossen, widersprach diesen Worten. Es war ihr nicht gleichgiltig, in der Gräfin die Mitwisserin eines Vorgangs zu haben, aus dem sie in edlem Instinct und jungfräulichen Sinn bisher noch ein Geheimniß vor ihrem Verlobten und ihren Eltern gemacht hatte. Es kam eine Furcht über sie, in einer so eigenthümlichen, für sie zunächst nur verächtlich aufgefaßten Angelegenheit von dem Zartgefühl dieses Weibes abhängig zu sein, dessen Charakter ihr zweifelhaft war, das wie ein Kind so unschuldig erscheinen konnte, und das doch inmitten eines verderbten Hofes als eine bekannte Sünderin lebte. Und diese Sünderin las dies Alles in Evelinens Innern, indem sie die dieselbe mit ihren sanften, heiteren Blicken streifte.

Sie wußte das Opfer in ihren Fängen, und im Geheimen jauchzte sie darüber vor Lust. Sie nickte ihr nach den letzten Worten zu, als sei sie ganz eines Sinnes damit.

„Gewiß, gewiß, Fräulein Meubring,“ sagte sie dann in dem übermüthig-neckischen Tone weiter. „Sie brauchten sich vor Zeugen dieses Auftritts nicht zu schämen. Sie waren heroisch, bewundernswerth; — o, wie habe ich Sie bewundert, als der König leidenschaftlich in Sie drang, als er wie trunken auf Sie zustürzte und Sie in seine Arme schloß . . . .“

„Madame!“ unterbrach sie hier mit einem Aufschrei Eveline. Sie fühlte den Biß der Schlange und fuhr empor, als suche sie nach einer Waffe zur Nothwehr. Bleich, mit weit geöffneten Augen, maß sie die Gräfin, um zu ergründen, ob es kindischer Leichtsinn oder heimtückische Niedertracht sei, die mit ihrer Ehre zu spielen begann.

Die Anderen aber außer Vallentin und Germersdorf standen wie von einem Donnerschlag gerührt da.

Die Gräfin schien den vorwurfsvoll-drohenden Zuruf Evelinens überhört zu haben. Als erzähle sie von der lustigsten Angelegenheit, fuhr sie fort und sprach es in das erbleichende Antlitz des armen Mädchens laut und eifrig hinein: „Vorzüglich! Vorzüglich! Er mußte erst den Preis, den Sie forderten, bewilligen. Sehr geschickt, wie Sie dies thaten, als er sagte: „Wenn ich ihn frei ließe aus Liebe zu Ihnen! Wenn Sie mich erhören!“ Ah, Sie haben klug wie ein Weib gehandelt, und es ist vor Allem Herr von Stein, der Ihnen dafür erkenntlich sein muß. Für ihn haben Sie diese Kunst aufgeboten, den König in Ihr Netz zu fangen.“

Eveline fiel es wie Schuppen von den Augen. Noch starr unter dem Eindruck dieser Worte, deren berechnete

Zweideutigkeit ihr jetzt keinen Zweifel mehr ließ, deren Absicht sich ihr auf einmal offenbarte, preßten sich nach und nach ihre Lippen fest aneinander, ihre Hand krampfte sich zusammen, ihr Kopf neigte sich vor, ihre Augen blitzten auf: so sammelte sie sich zu einem entscheidenden Kampf mit der errathenen Feindin. Und während ihre Mutter in Verwirrung nicht wußte, was sie aus der sonst so hoch gehaltenen Frenndschaft zur Gräfin machen sollte, zeigten die drohenden Mienen von Franz und dem Ober-Baudirector, daß sie entschlossen waren, Eveline zu beschützen.

„Das hören wir an?" stieß Letzterer zornig hervor und vernichtete vollends seine Frau mit dem höhnischen Zusatz: „Ein engelreines Kind, diese Dame!"

Satanella aber war unter der Bestürzung, die sie um sich her verbreitet hatte, so gewiß ihres Triumphes, daß sie in ungebrochener Anmuth die letzten Stöße nach Eveline führte. „Eigentlich," meinte sie mit drolliger Miene zu ihr, „war es von mir nicht klug, Ihnen dies tête-à-tête mit dem König verschafft zu haben. Ich kenne ja seine Leidenschaft, seine Unwiderstehlichkeit. Am Ende muß ich nun neidisch auf Sie werden; denn der König ist verliebt in Sie, das ist unzweifelhaft."

„Genug, Madame!" trat jetzt Franz energisch auf sie zu. „Sie verrathen sich. Sie gedenken, meine Braut zu verdächtigen."

„Ich? O, Herr von Stein! Ich erzähle Ihnen von dem Erfolg Ihrer Braut beim Könige. Ist Ihre Anwesenheit denn nicht auch Beweis genug dafür."

„Sie lügen," rief er mit kalter Verachtung ihr zu. „Jetzt ist es wohl der Teufel in Ihnen, der aus Ihnen spricht?"

Hell lachte sie auf und entgegnete: „Ei, Herr Vetter

von Stein, man merkt's, Sie haben die Schwäche, eifersüchtig zu sein! Eifersüchtig auf den König!"

„Gehen Sie," fuhr nun auch Meubring auf sie los, der seinen Zorn nicht mehr beherrschen konnte. „Verlassen Sie uns!"

Die Gräfin hielt in der That ihre Aufgabe für beendet. Die Saat war ausgestreut, nun war nur noch abzuwarten, daß sie aufging.

„Mein Gott, ja," antwortete sie daher ohne Empfindlichkeit dem Ober-Baudirector, „wenn Sie es wünschen, so gehe ich. Sie sind in Verlegenheit, sehe ich, — aber ganz unnöthiger Weise. Ich ahnte ja nicht, daß ich etwas Neues erzählte. Warum hatte Ihnen denn Ihre Tochter noch nichts von der Unterredung mit dem Könige mitgetheilt? O, hätte ich von ihr nur einen Wink mit den Augen bekommen, daß sie daraus ein Geheimniß machen wolle, — wahrhaftig, ich würde sie verstanden haben. Aber ich überlasse es ihr nun, die Liebesscene in ihren reizenden Einzelheiten zu schildern, und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Sie wandte sich mit leichtem Gruß zur Thür, um zu gehen.

Da kam Bewegung in Eveline. Mit festem Schritt, hoch aufgerichtet, in unheimlicher Ruhe, vertrat sie ihr den Weg.

„Sie gehen noch nicht, Frau Gräfin!" rief sie ihr wie einen Befehl zu.

„Was beliebt?" fragte diese, stillstehend und ohne eine andere als ihre naive Miene zu machen.

„Ihre Worte waren Gift!" sagte Eveline finster. „O, ich habe Sie nicht gekannt! Sie kamen hierher, um meine Ehre zu besudeln."

Die Gräfin verspürte keine Lust, sich darüber zu ver-

theidigen. Mit einer graciösen Wendung wollte sie zur Thür hinaus, indem sie dabei sagte: „Das ist ein Irrthum, den Sie bald aufgeben werden."

Aber Eveline ergriff ihre Hand und hielt dieselbe mit einer Kraft in der ihrigen, daß die zarte Dame einen Schmerzensruf nicht unterdrücken konnte.

„Ich denke," ertönte es wie neues Gebot aus Evelinens Munde, „Sie müssen erst diesen Schmutz wieder von meiner Ehre wegnehmen."

„Aber so lassen Sie mich doch los!" zürnte die Gräfin und schüttelte ihren festgehaltenen Arm mit einem ernstlich verdrießlichen Gesichtchen.

Ihre Bändigerin achtete nicht darauf und löste auch nicht die Klammer, welche die kleine Hand umspannte.

„Sie haben gehorcht, so sagten Sie," fuhr Sie dabei in ihrem energischen Verhör fort. „Gut, so sollen Sie mir ein wahres Zeugniß geben, anstatt des verleumderischen und zweideutigen. Der König, sagten Sie vorhin, habe mich in seine Arme geschlossen. Wollen Sie damit behaupten, daß ich es zuließ; daß sich der König rühmen dürfte, eine Gunst von mir erhalten zu haben; daß er es wagen könnte, ohne Lüge von mir mit Leichtfertigkeit oder Mißachtung zu sprechen? Gestehen Sie, da Sie mit Ohren und Augen heimlich Zeugin des ganzen Vorgangs gewesen sind."

Die Gräfin fühlte, daß sie unter dieser Wucht sittlicher Entrüstung erdrückt werde. Aber sie hoffte noch mit einer kleinen Quetschung davon zu kommen, wenn sie die Rolle eines Kindes weiter spielte, dem kein Unterscheidungs-Vermögen für Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge innewohne.

„Meinte ich denn etwas Anderes?" fragte sie daher zurück, um eine Ausflucht zu finden.

Eveline war nicht gewillt, sie so leichten Kaufs aus ihrer Gewalt zu lassen. Sie mußte vollständig als Verleumderin vernichtet werden.

„Was Sie meinten," rief sie ihr zu, „ist nicht mehr zweifelhaft gewesen. Doch auch, was ich meine, soll Ihnen klar werden. Sie haben mich gleißnerisch beschimpfen wollen, Madame; Sie haben wider besseres Wissen frech gewagt, von einer Liebe des Königs zu mir zu reden, als hätte ich nicht über seine Zumuthung ihm die Röthe auf seine Wangen gerufen; als hätte ich auf seinen Versuch einer Verhandlung meiner Ehre gegen die Freilassung des Herrn von Stein nicht mit meinem Zorn geantwortet; als hätte sich nicht unter meiner Majestätsbeleidigung der König über sich selbst so geschämt, daß er freiwillig handelte, um sein Unrecht wieder gut zu machen; als hätte ich von ihm erbeten, was ich als Recht von ihm zu fordern hatte; als hätte ich ihm einen Dank schuldig zu sein geglaubt, nachdem er mir mein Recht und meine Genugthuung gegeben. Wie, Madame, ist dies nicht wahr?"

„Gestehen Sie!" schrie sie Meubring an, der seine Empfindung zwischen Stolz auf seine Tochter und Wuth auf die Gräfin schwanken ließ. „Ha, sie ist mein Kind! Sie weiß auch der Verleumdung zu begegnen."

Und gleicher Art erregt, drang auch Franz auf die Gräfin ein: „Sagen Sie, daß Sie verleumden wollten!"

Ein giftiger Blick der Gemarterten traf ihn. Die Leidenschaft für ihn war in Haß, in Verachtung umgeschlagen. Es lag für sie jetzt kein Reiz mehr vor, das Spiel fortzusetzen; sie warf die Karten fort.

„Wie Sie wünschen," antwortete sie spöttisch, „und um so lieber, als es mir ja noch gar nicht vergönnt gewesen war, Alles das hervorzuheben, was dies Fräulein

eben so beredtsam von sich rühmte. Ich habe wahrlich genau dasselbe sagen wollen. Aber nun," wandte sie sich hochmüthig zu Eveline, „lassen Sie mich los!" Dabei suchte sie, ihren gefesselten Arm durch heftige Bewegung zu befreien.

Es gelang ihr nicht, und sie stieß über ihren Versuch einen neuen Schmerzensschrei aus. Eveline hielt ihre Hand noch immer fest umspannt und stand neben ihr, sie überragend, wie eine unerbittliche, unbewegliche Richterin.

„Erklären Sie ausdrücklich, Madame," hob sie wieder an, „daß Sie gelogen, daß Sie nicht die geringste Ursache haben, über meine Audienz beim Könige sich irgend ein zweideutiges Urtheil zu erlauben."

„Eveline!" rief Franz, „für Deine Ehre bedarf es dessen nicht; aber zu ihrer Strafe," dabei zeigte er auf die Gräfin, „soll sie es erklären."

„Ich erkläre, ja — ist's nun genug?" versetzte diese zornig und stampfte mit ihrem Fuße auf.

Eveline beachtete es nicht. Sie hob ihre Stimme und gebot ihrer Gefangenen wieder: „Und Sie erklären, Frau Gräfin von Gallen, daß Sie nicht vermeinen können, neidisch wegen Ihrer Liebesverhältnisse auf mich sein zu dürfen; daß Sie nicht einen Grund haben, in Bezug auf Leichtfertigkeit mich für Ihresgleichen halten zu können?"

„Bei Gott, nein!" entgegnete sie, verzweiflungsvoll über ihre demüthigende Lage. „Ich erkläre Sie für erschrecklich tugendhaft."

Mit unsäglicher Verachtung in ihrem Blick gab Eveline jetzt die Hand der Gräfin frei.

„Nun können Sie gehen!" warf sie ihr hin.

„Hinaus!" befahl ihr zugleich der Ober-Baudirector.

„Leben Sie wohl," höhnte Franz sie mit einem Abschiedsgruß.

Die Gräfin ließ noch einen merkwürdigen Blick über ihn gleiten, dann antwortete sie ihm: „Schade, daß Sie nicht in der Frohnveste geblieben sind.“ Und sie verließ schnell das Zimmer.

Eveline erglühte jetzt erst in der Freude ihres Sieges und ruhte eine Weile wonneseelig an der Brust des Geliebten, der sie in dankbarer Verehrung und in mächtiger Leidenschaft in seine Arme gezogen hatte. Der Ober-Baudirector lief im Zimmer auf und ab, schmähte hinter der Gräfin her, und kam er an dem Brautpaar vorüber, so unterbrach er diesen Erguß mit einem Segensworte für dasselbe.

„Ja,“ stieß er so hervor, „Ihr habt Euch wahrhaftig selbst verlobt; da ist nun nichts mehr zu ändern. — Er kriegt einen Schatz mit dem Mädchen; das ist eine Million werth! — Er ist ein trefflicher Mensch, ist mir recht als Schwiegersohn, ich gestehe es ein. Ah, sie werden glücklich werden!“

Seine Frau hatte sich darüber bald ihrer Befangenheit entrissen.

„Wer hätte dies von der Gräfin gedacht!“ Damit gab sie dieser auch den Abschied, stimmte dann in die Ausrufe ihres Mannes gegen die Verlobten ein und hörte mit Bewunderung auf Eveline, welche in kurzen Worten jetzt ihren Auftritt mit dem Könige schilderte.

Vallentin und Germersdorf hatten ihre unverhohlene Freude über die Art und Weise an den Tag gelegt, wie die kleine, boshafte Gräfin mit ihrer Intrigue zu Schanden kam.

„Die hat ihr den Teufel einmal ausgetrieben,“ lachte Germersdorf; — „Donnerwetter, ich gönne ihr beinahe meinen Franzl!“

Dann waren sie zu Eveline herangetreten und beglückwünschten sie.

„Mein Fräulein,“ sagte Vallentin, „wir standen als Zeugen dessen da, was Sie sagten. Der König, ich darf es nunmehr wohl erklären, hat uns vertrauensvoll mitgetheilt, wie er sich gegen Sie vergessen, und wie Sie ihn dafür bestraft. Er ist edel genug, auch sein Unrecht einzugestehen, und vielleicht werden Sie es ihm deshalb verzeihen. Sie haben uns durch Ihren glänzenden Sieg über eine versuchte Verleumdung ihrer Ehre der Pflicht überhoben, im Namen des Königs dafür einzutreten; Sie würdigen jetzt vielleicht die Absicht Seiner Majestät, in welcher dieses Geschenk Ihnen übergeben werden soll, besser wie vorher.“

Er überreichte ihr von Neuem die königliche Anweisung. Eveline wies sie sanft, doch bestimmt zurück und entgegnete: „Herr Baron, in dieser Beziehung hat sich nichts geändert. Ich nehme wegen meines Gewissens kein Geschenk des Königs an, sondern bin mit der anderen Genugthuung zufrieden.“

Der Kammerherr verneigte sich; er begriff das feine Gefühl, welches sie hierbei leitete, und verzichtete deshalb auch darauf, sie anderen Sinnes zu machen. So verabschiedete er sich denn von dem Brautpaare und dem Ober-Baudirector und dessen Gattin, um dem Könige von seiner Sendung Bericht zu erstatten.

Mit ihm Graf Germersdorf, der eine gute, statt der mitgebrachten sehr üblen Laune mit forttrug. „Junger Mann,“ sagte er zu Franz, ihm die Hand reichend, „man kann Dir das Heirathen verzeihen; — aber ein dummer Streich bleibt's doch.“

Franz lächelte ihm zu und antwortete, Eveline von von Neuem umarmend:

„Dieser dumme Streich, edler Freund, soll der Inbegriff meines Lebens werden, meines Glückes!“

„Hoffen wir,“ setzte Eveline heiter hinzu, „daß davon unsere Zukunft uns und auch den Herrn Hauptmann überzeugen wird.“

XIV.

Freiherr von Vallentin war am Abend allein mit dem Könige in dessen Cabinet. Er hatte diesem Mittheilungen über das gemacht, was sich Mittags im Hause des Ober-Baudirectors zugetragen, und ihm die Anweisung über hunderttausend Mark wieder zurückgegeben. Sie lag auf dem Tisch vor dem Könige, der sich inzwischen salonmäßig hatte ankleiden lassen. Seine Laune war nicht die beste; am liebsten hätte er sie in irgend einer Gewaltthat ausgelassen, etwa die brennende Lampe auf seinem Tisch in den großen Wandspiegel zu werfen, oder auch in seinem Jagdwagen durch Sturm und Regen, die sich draußen eingestellt, die Oede des Hochgebirges zu durchfliegen. Kaum daß er sich vorübergehend über den kaustischen Humor amusirt hatte, in welchem Vallentin ihm die Bußscene der Gräfin von Gallen geschildert. Er ließ seinen Freund erzählen und glossiren, ohne recht zum Mitgespräch geneigt zu werden. In dem Dampf der Cigaretten, die er schnell eine nach der andern rauchte, blies er seinen Verdruß aus, und daß er einen solchen hatte, erhöhte seine üble Laune am meisten.

„Es war eine dumme Geschichte,“ sagte er endlich, um sich etwas Luft zu machen.

„Pah," antwortete Vallentin in der Vertraulichkeit, die ihm unter vier Augen mit dem Könige zustand, „ein kleiner Roman, der sich hübsch abgespielt hat."

„Mir gefällt er nicht, — ich spiele eine häßliche Rolle darin."

„Ei, Witwulf, warum?"

„Ein König sein," entgegnete dieser bitter, „und doch eigentlich gar nichts sein, — es ist ein elendes Loos, Vallentin."

„Und das fällt Dir ein über diese kleine moralische Geschichte, die mich wahrhaft auf's Angenehmste unterhalten hat?"

„Dich, ja, aber mich nicht."

„Kommst Du Dir etwa darüber zu unmoralisch vor?"

„Im Gegentheil," rief der König; „aber das Leben starrt mich darüber mit seiner ganzen ungeheuren Langeweile an. Wenn man sieht und hört, in welchen Einbildungen andere Menschen glücklich sind, wie z. B. diese Eveline Meubring; — ich möchte wahrhaftig einmal ein solcher Mensch sein und gäbe dafür mein ganzes Königreich so leicht hin wie dies Mädchen jene hunderttausend Mark."

Vallentin lächelte.

„Du bist allerdings, wie ich merke, etwas sentimental geworden," antwortete er. „Aber gut, ich tadle es nicht; es freut mich sogar; denn vielleicht richtet es Deinen Willen auf ein anderes Ziel. Ich gehe mit Dir, Witwulf; denn ich bin Dein Freund für's Leben. Zeige mir Deinen Willen; wir wollen uns die Welt damit anders gestalten."

Es klang ein so milder Ernst, eine so tiefe Herzlichkeit aus diesen Worten, daß der König stutzte, Vallentin lange in die treuen, braunen Augen blickte und ihm dann in unwillkürlicher Rührung die Hand reichte.

„Du bist mein Freund, ja!“ sagte er dabei. „Was aber sollte ich thun, was wollen, Vallentin? Ist denn solch' ein Wille etwas Anderes wie inhaltsloses Sehnen? Das liegt nicht in meiner Natur. Und wenn ich mich anders machte, als ich bin, würde ich nicht anrennen an tausend Hindernisse, nicht überall auf das Elend dieses Weltenlebens stoßen, nicht stets an die Erbärmlichkeit meiner königlichen Macht gemahnt werden, die nichts zu gestalten vermag, als vielleicht das eigene, erbärmliche Dasein sich erträglich machen, indem es dem Hohn, welchen ihm die Wirklichkeit bereitet hat, die Verhöhnung der gemeinen Wirklichkeit entgegensetzt? Vallentin, Du gingest mit mir, ich weiß es, in die Nebel des Idealismus; aber was denkst Du selbst davon?“

„Es käme auf Eins hinaus, Witwulf, — wie man durch's Leben taumelt.“

„Siehst Du? Taumel, ja Taumel ist das ganze Leben, eine Reihe von Einfällen, Einbildungen, Dunstgebilden, über die man sich freut oder ärgert. Es kommt auf Eins hinaus — wahrhaftig! Wäre ich nicht zum Könige geboren, ich möchte ein Revolutionär sein, ein Phantast, der an den Ketten rüttelt, mit denen die Welt an das Elend, an die Erbärmlichkeit gefesselt ist; ich möchte all' dieses Menschenthum mit aufgeblähtem Dünkel und gierigen Eigennutz, mit dieser bestialischen Rohheit der Selbstsucht und der Herrschsucht verlachen und ihr, wenn die Henker mich faßten, jauchzend noch zurufen: Euer König ist der Tod, das Nichts, die Verwesung, die Vermoderung: das ist der König Null, der euch zur Conscription des Lebens zieht und euch damit zu einer Ziffer macht, zu einer Ziffer ohne Werth, zu Nullen selber, vor welche ihr Schemen und Träume setzt, um euch einen

Werth vorzulügen. Was bin ich als König der Menschen denn anders als solch ein Schemen?"

Witwulf war aufgeregt, er hatte in einer wilden Erbitterung sich Luft gemacht, und Vallentin wußte nur zu gut aus der Erfahrung, daß damit die Krisis vorüber.

„Nun, Vallentin?" fügte der König nach einer Pause, in welcher er seine Aufwallung wieder beschwichtigte, hinzu, „was soll ich anders sein, als ich bin?"

Der Freiherr, der selbst Welt und Menschen nicht anders ansah als sein königlicher Freund, zuckte mit den Achseln.

„Du würdest, wärst Du anders," sagte er trocken, „in Dein Verderben rennen."

„Also," fiel Witwulf ein, „bleiben wir beim Alten, genießen wir das Dasein, wie wir es verstehen. Lassen wir die Träumer, die Ehrgeizigen, die Denker, die Sclaven der lebenslähmenden Moral! Mögen sie ihr Glück genießen, ich will mir das meinige einbilden. Lachen will ich, Freund, — wozu bin ich König? Das heißt herrschen, wer versteht zu lachen!"

Er rieb sich die Hände, froh, mit sich wieder im Einklang zu sein, und sagte dann in dem sonst gewohnten, traulichen Ton zu Vallentin: „Was machen wir heut Abend?"

„Das Officier-Casino," entgegnete Vallentin, „giebt heut ein Festmahl aus Anlaß des Jahrestages der Schlacht bei La belle mort. Du bist dazu eingeladen."

„Ah, richtig! Schlacht bei La belle mort, wo meine Bartelsburger siegten. Es war 'ne schöne Schlacht."

Der König sprach dies sehr gleichgiltig.

„Gehen wir?" fragte Vallentin. „Es wäre alsdann Zeit."

„Ja wohl, gehen wir!" rief Witwulf und ergriff das

Papier, auf welchem die Anweisung auf hunderttausend Mark auf Eveline geschrieben stand. Er zerriß sie gemächlich in kleine Stücke und warf diese in den Kamin, wobei er, halb zu Vallentin gewandt, sagte: „Man spielt ja doch nach der Tafel. Ich werde mit diesen hunderttausend Mark setzen, — nur auf den König, wahrhaftig, immer nur auf den König! Alles oder Nichts! Alles oder Null!“

Monate waren vergangen, und aus Winter war Frühling geworden. In der gewohnten Lebensweise des Königs Witwulf spielten die Abende im Wintergarten noch ihre Rolle. Die Gesellschaft dieser wüsten Nächte hatte sich im Allgemeinen nicht verändert, Vallentin und Germersdorf leisteten dort noch treulich ihrem königlichen Freund Hofdienst, Gräfin Gallen und Frau von Ottenhof waren noch da, Prinz Wendheim, Graf Grix, Jenny und die anderen Balletdamen suchten sich Jeder auf seine Weise an diesen lustigen Abenden zu vergnügen.

Germersdorf erzählte an einem dieser Abende im Mai, daß er auf der Hochzeit des Herrn von Stein mit Fräulein Meubring gewesen, die einfach, aber in sinniger Weise gefeiert worden, wonach das junge Ehepaar sich sogleich auf das Gut des Bräutigams begeben hatte. Der Vater desselben hatte es ihm zur Bewirthschaftung überlassen.

Frau von Ottenhof konnte sich nicht enthalten, zur Gräfin in ihrer spitzen Weise zu sagen: „Und

Sie haben diesen Glücklichen nicht Ihre Gratulation dargebracht?"

„Nein," erwiderte die Gräfin unbefangen, „ich passe in solche tugendhafte Gesellschaft eben so wenig wie Sie, liebe Ottenhof."

Der König lachte darüber und meinte dann: „Recht, Käthi, — laß die Leute sich ihr Glück vorlügen. Das thuen wir nicht!"

Druck von Adolf Knickmeyer, Berlin C.

In demselben Verlage und von demselben Verfasser sind erschienen:

Nr. 50.
Capitain Bonaparte.
Eine historische Erzählung.

Nr. 86.
Deutsch oder Wälsch.
Erzählung aus den Tagen der Option.

Nr. 107.
Der Carneval in Rottweil.
Eine Novelle.

Nr. 110.
Das Vermächtniß.
Aus den Tagebüchern eines Malers.

Nr. 113.
Prinz Erdmann.
Ein Roman.

Berlin.
Verlag von Gustav Behrend (Hermann Förstner),
27. Charlottenstr. 27.